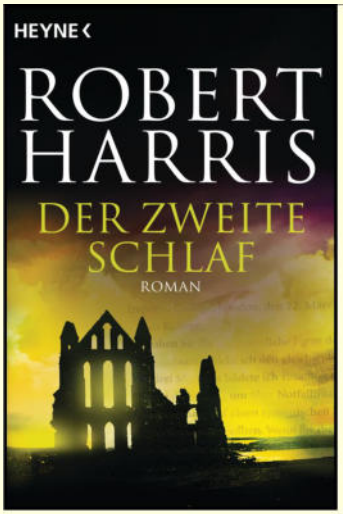
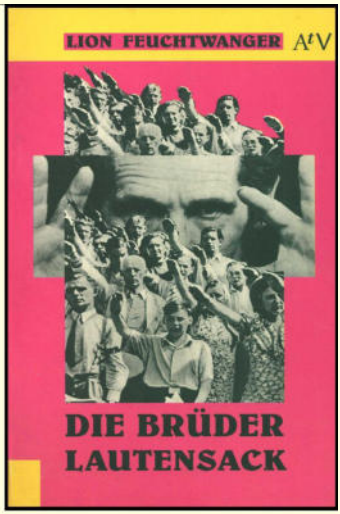
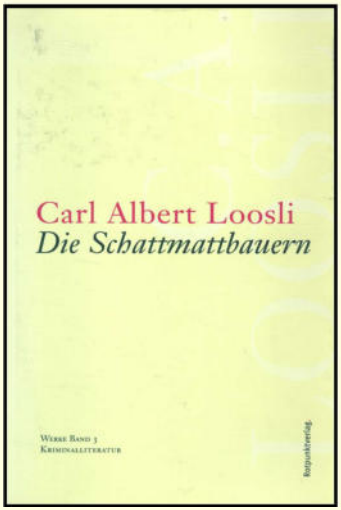
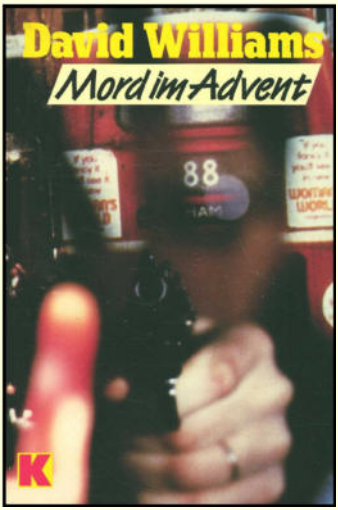
edfc









Fantasia 1153e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1153e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

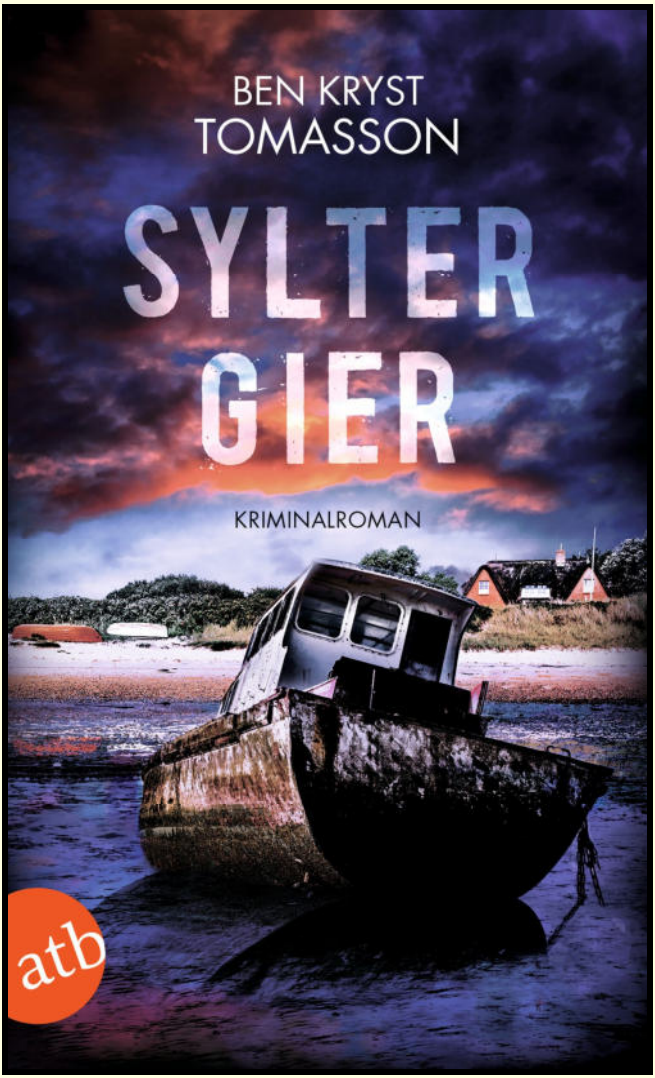
Passau 2024-08

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1153e – Magazin für Phantastik

edfc


BEN KRYST
TOMASSON
SYLTER
GIER
KRIMINALROMAN
atb

Ben Kryst Tomasson (1969–)
Kari Bloom 8: Sylter Gier
Aufbau 4017 (TB 400 S./€12,00)
Berlin 2023
Genre: Krimi

„Fehlverhalten im Gesundheitswesen. Abrechnungsbetrug, Korruption, Urkundenfälschung. Kein Einzelfall, sondern ein Netzwerk. Mehrere Arztpraxen, die plötzlich ein ungewöhnlich hohes Patientenaufkommen verzeichnen, und ein Baby-Zentrum, das der Zahl an abgerechneten Verordnungen zufolge im Akkord arbeitet.“ Richters Mundwinkel hoben sich kurz. „Auf Sylt. Da kennst du dich doch aus ?“

„Hm.“ In Lunds Kopf arbeitete es bereits. „Was habt ihr bisher unternommen?“

„Das Übliche. Datenanalysen, Befragung der Ärzte, der Mitarbeiter und mehrerer Patienten. Aber – nichts. Wer auch immer da den Krankenkassen betrügerisch das Geld aus der Tasche zieht, wir kommen ihm nicht auf die Spur.“ Die braunen Augen des Staats-

> anwalts funkelten wütend. „Schlimmer noch: Wir haben so wenig Indizien, dass ich keinen weiteren Ermittlungsaufwand rechtfertigen kann. Mir wird nichts anderes übrigbleiben, als das Verfahren einzustellen.“ Er schlug ärgerlich mit der Faust auf die Reling. (S. 8f)

Staatsanwalt Dr. Magnus Richter erzählt Kriminalrat Ole Lund frustriert von seinen Ermittlungen über Abrechnungsbetrug auf Sylt, die einfach nicht weiterkommen wollen. Lund hat aus dem Stand eine Lösung parat: Seine beste Mitarbeiterin, Karolina Dahl, ist im siebten Monat schwanger und könnte sich auf Sylt in das verdächtigte Schwangerschaftszentrum Baby-Well, geleitet von Dorothea Bachmann, einweisen lassen.

Auch wenn ihr Ehemann, Hauptkommissar Jonas Voss, dagegen ist, nimmt Kari den Auftrag mit Begeisterung an. Sie gibt sich als die erfolglose Schriftstellerin Kari Bloom aus, wobei sie ihren Mädchennamen benutzt. Sie besucht den Frauenarzt Dr. Wolf Lindner auf Sylt, klagt über Beschwer-

den und lässt sich von ihm in Baby-Well einweisen. Noch während sie den Aufenthalt genießt und unauffällig Erkundungen einholt, wird eine Leiche gefunden – und es ist kein anderer als Dr. Lindner.

Sylter Gier ist ein unterhaltsamer Regionalkrimi mit allerhand Insel-Kolorit.

Barbara Vine

Es scheint die Sonne noch so schön

Roman · Diogenes

Barbara Vine (Ruth Barbara Rendell, 1930–2015)

Es scheint die Sonne noch so schön
***(A Fatal Inversion,* 1987)**
Diogenes 22 417 (TB 468 S./DM 18,90)
Zürich 1997/200
Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann
Genre: Kriminaldrama

Der reglose Körper lag auf einem Teppichrest in der Mitte des Jagdzimmers. Alec Chipstead sah sich suchend um, dann nahm er von einem der Haken einen Regenmantel, bedeckte den Körper damit und überlegte zu spät, daß er den Mantel nun nie wieder würde tragen können.

Er ging hinaus, um den Tierarzt zu verabschieden.

„Ich bin froh, daß es vorbei ist."

„Seltsam, wie schmerzlich so was sein kann", sagte der Tierarzt. „Sie werden sich sicher einen neuen Hund anschaffen?"

„Ich nehme es an, ja, aber das muß Meg entscheiden." (S. 5f)

Alec und Meg Chipstead, Besitzer eines alten Landhauses, müssen ihren altersschwachen Beagle Fred einschläfern lassen.

In der Nähe gibt es einen inoffiziellen Tierfriedhof, auf dem die Beiden ein Grab für Fred ausheben wollen.

> Meg grub Knochen aus, sie hatte schon ein ganzes Häufchen zusammen.
>
> „Wir tun sie am besten in eine Schachtel oder so und graben sie wieder ein."
>
> „Nein", sagte er. „Nein, Meg, das wird nicht gehen."
>
> „Warum nicht? Was ist denn?"
>
> „Schau her." Er hob seinen Fund hoch, um ihn Meg zu zeigen. „Sieht so ein Hundeschädel aus? Oder der Schädel eines Affen?" (S. 12)

Meg und Alec finden die Knochen einer Frau und eines Säuglings.

Die Handlung schwenkt zehn Jahre zurück nach 1976. Adam hat ein altes Haus in Suffolk geerbt und zieht dort mit seiner Freundin Anne und dem Säugling Abigail ein. Außerdem kommen eine Reihe von gleichaltrigen jungen Leuten zu Besuch, die

sich hier einen schönen Sommer machen wollen.

Barbara Vine alias Ruth Rendell erzählt in *Es scheint die Sonne so schön* einen unterhaltsamen, wenn auch etwas langatmig geratenen Psychothriller.

Michael Dibdin
Insel der Unsterblichkeit
Roman
GOLDMANN

Michael Dibdin
Insel der Unsterblichkeit
***(Dark Spectre*, 1995)**
Goldmann 05 383 (TB 412 S./DM 14,90)
München 1996
Aus dem Englischen von Regina Rawinson
Genre: Krimi

Alles sah noch genauso aus wie vor ein paar Minuten, als er heruntergekommen war, um sich zu verstecken. Auf Zehenspitzen schlich Jamie zu Kevins Zimmer. Vorsichtig öffnete er die Tür einen Spaltbreit. Sein Bruder lag auf dem Bett, als ob er schlief. Jamie drückte die Tür weiter auf und schnupperte. Es roch komisch, aber auch irgendwie angenehm, fast wie nach Knallfröschen. Dann sah er Ronnie Ho, der mit dem Gesicht nach unten auf dem Fußboden lag. Jamies Angst war wie weggeblasen.

„Los, ihr zwei!“ sagte er in dem quengelnden Ton, den Kevin nicht ausstehen konnte. „Zahltag.“

Keiner der beiden bewegte sich. Jamie wurde wütend. Sie spielten mal wieder

eines ihrer blöden Spielchen mit ihm und taten so, als ob er gar nicht da wäre.

„Du schuldest mir einen Dollar, Kevin!“ sagte er und ging einen Schritt in das Zimmer.

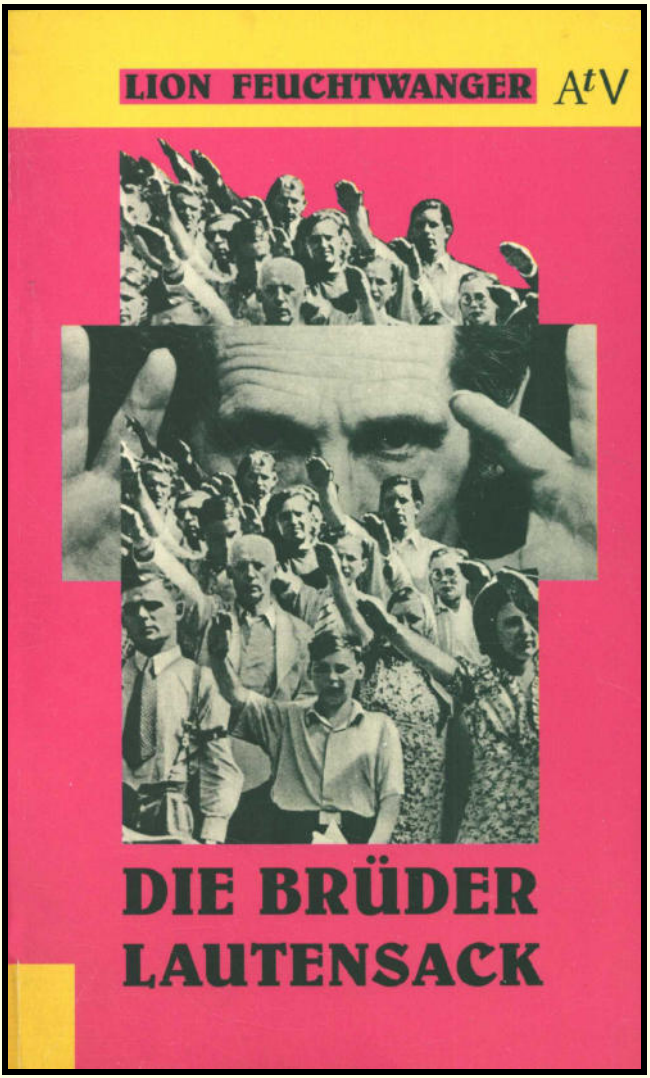
Er bekam immer noch keine Antwort. Die Anspannung der letzten zwanzig Minuten war Jamie an die Nerven gegangen. Wie ein blödes Kleinkind behandelt zu werden, brachte das Faß zum Überlaufen. Er nahm ein Sozialkundebuch, das auf der Kommode lag, und schleuderte es wie eine Frisbeescheibe durchs Zimmer. Das schwere Buch traf Kevin mit der Ecke genau unter dem Ohr. Jamie wußte, daß er zu weit gegangen war. Er sprintete durch den Keller und flitzte die Treppe rauf, bevor Kevin ihn einholen konnte. (S. 19f)

Kevin will eigentlich allein mit seinem Freund Ronnie Ho im Keller spielen, aber die Mutter Dawn befiehlt ihm, seinen kleinen Bruder Jamie mitmachen zu lassen. Kevin findet das nicht so toll, sagt aber zu Ja-

mie, er soll sich verstecken – wobei Kevin und Ronnie nicht die Absicht haben, ihn wirklich zu suchen.

In seinem Versteck hört Jamie Männerstimmen und rührt sich so lange nicht, bis wieder Ruhe herrscht. Als er herauskommt, sieht er seinen Bruder und Ronnie am Boden liegen und meint, sie würden schlafen. Erst als er seine Mutter in ihrem Blut liegen sieht, wird ihm klar, dass etwas Schlimmes passiert sein muss.

Insel der Unsterblichkeit erzählt von der Jagd nach Serienmördern, die scheinbar grundlos ganze Familien abschlachten.



Fantasia 1153e

*Feuchtwanger, Lion: Brüder Lautensack

Lion Feuchtwanger [1884–1958]
***Die Brüder Lautensack* (1943)**
Aufbau 1680 (TB 328 S./DM 16,80)
Berlin 1991
Genre: Drama

An diesem Mittwoch der ersten Maiwoche im Jahre 1931 saß der Hellseher Oskar Lautensack in der Wohnung seines Freundes Alois Pranner in München und sah trübe. Da ist er also wieder einmal gestrandet, da muß er also von neuem unterkriechen hier bei seinem Freund.

Der Mantel hängt, schlampig hingeworfen, über einem Stuhl, ein Paket in hartem, braunem Papier liegt auf dem Tisch, der abgewetzte Lederkoffer mit den paar dringlichsten Habseligkeiten steht mitten im Zimmer. In der Tasche aber hat Oskar Lautensack das, was ihn gezwungen hat, hier Zuflucht zu suchen, die Rechnung über die hundertvierunddreißig Mark, die er der Frau

Lechner für seine zwei Zimmer in der Rumfordstraße schuldet und die er nicht zahlen kann.

So hockt er auf dem Sofa. Sein fleischiges Gesicht mit dem üppigen, tief in die Stirn gewachsenen, schwarzen Haar ist gewölkt von Unmut, der starke Mund ist verpreßt, die heftigen, dunkelblauen Augen unter den dicken, schwarzen Brauen blicken finster. Nichts wissen will er von der hausbackenen Behaglichkeit, mit der das Zimmer eingerichtet ist, nichts von der freundlichen Maiensonne, die es erfüllt.

Der Hellseher Oskar Lautensack hat Grund zum Verdruß. Zweiundvierzig Jahre ist er alt, und weiter fort ist er von der Erfüllung seiner Träume als je. Seitdem Krieg und Inflation vorbei sind, will die Welt nichts mehr wissen von seinen Künsten. Seit sieben vollen Jahren geht es ihm dreckig. In Schaubuden hat er sich produzieren müssen, auf Jahrmärkten, vor einem Pöbel, der sich über ihn lustig machte. (S. 7)

Wir schreiben das Jahr 1931. Der Unterhaltungskünstler Oskar Lautensack, zweiundvierzig Jahre alt, der als Hellseher seine Künste zur Schau stellt, hat schon bessere Zeiten gesehen: Momentan, in München, kann er nicht einmal die Miete bezahlen. Notgedrungen sucht er Unterschlupf bei dem Zauberkünstler Alois Pranner, genannt Cagliostro. Die Beiden haben schon oft zusammen gearbeitet, sich aber auch ebenso oft zerstritten. Insbesondere pocht Alois darauf, dass er ein ehrlicher Illusionist ist, während Lautensack vorgibt, tatsächlich übersinnliche Fähigkeiten zu besitzen, bei deren Vorspiegelung ihm Pranner auch noch behilflich sein muss. Schlimmer noch, Pranner muss als Oskars Gehilfe auftreten, wo er es doch ist, der über das größere zauberkünstlerische Talent verfügt.

Eine gute Bekannte von Oskar ist die bedeutende Münchner Bildhauerin Anna Tirschenreuth. Sie hat von Oskar eine geniale Maske gefertigt, die das besondere Talent des Hellsehers deutlich werden lässt, so deutlich, dass es für Lautensack ein Bedürfnis ist, dem Anspruch seiner Maske gerecht zu werden.

Leider freute sich der Herr Pranner auf seinen Freund und Spezi, den Herrn Lautensack, das Früchterl, den Hallodri, den ausgehausten Lumpen, den Unglücksmenschen.

Kathi hatte recht, Herr Pranner freute sich auf Oskar. Während er sich mit seinen großen, weißen, magern, geschickten Händen Brötchen belegte, abwechselnd mit Schinken und mit Käse, überdachte er mit grimmigem Behagen die Frotzeleien, mit denen er jetzt den Freund aufziehen wird.

Sie gehören zusammen, er, der Zauberkünstler Pranner, genannt Cagliostro, und der Gedankenleser Lautensack. Oskar ist ein Lump, stinkfaul, eingebildet, verlogen, anspruchsvoll, unzuverlässig, er hat alle zuwidern Eigenschaften, die man sich denken kann. Aber er hat auch das „Ich-weiß-nicht-Was“, den Funken. Alois könnte sich ein Leben ohne den Oskar nicht vorstellen. (S. 10f)

Oskar hat eine nicht sonderlich gut bezahlte Anstellung bei Professor Hrawliczek von

der Psychiatrischen Gesellschaft in Aussicht. Ob der skeptische Professor mit Oskars Hilfe die Existenz von parapsychischen Phänomen beweisen oder widerlegen will, das ist Oskar nicht ganz klar, aber in seiner Not ist er gewillt, das Angebot anzunehmen.

> Dem Oskar war das Mißtrauen des Hravliczek gegen die Telepathen nichts Neues. Der Theorie des Professors zufolge war die Fähigkeit des Hellsehens kein Privileg, sondern ein Mangel. Für ihn war diese Fähigkeit ein Überbleibsel aus einer früheren Entwicklungsstufe. So wie uns der Blinddarm geblieben ist und ein rudimentärer Schwanz, so ist uns aus der Zeit, da unsere Kritik, unsere Vernunft noch wenig entwickelt war, ein Haufe atavistischen, jetzt unnützlichen Instinktes übriggeblieben, ein Haufe von Ahnungsvermögen, das nicht weiter vom Verstand kontrolliert wird. Dem Professor zufolge war der kritische Verstand des Gedankenlesers einfach zu dünnhäutig, die Ratio des Telepathen

> hielt der Hypertrophie seines Unterbewußten nicht stand. (S. 22f)

Doch Rettung naht in Gestalt von Oskars jüngerem Bruder Hansgeorg, der aus Berlin anreist: Hans ist ein Krischperl, der als Kind für Oskar des Öfteren den Sündenbock geben musste. Jetzt ist Hans ein freigesprochener Frauenmörder, ein Nazi, und ein angesehenes Mitglied der Partei-Armee noch dazu. Ja, Hansjörg, wie er sich jetzt schreibt, steht deren Stabschef Manfred Proell sogar sehr nahe, näher vielleicht, als es die bürgerliche Moral gut heißen würde. Aber Hansjörg fehlt gänzlich das unglaubliche Charisma von Oskar.

Hitler oder der Adolf, wie er auch genannt wird, ist um diese Zeit zwar das Aushängeschild der Partei, der große Rufer und Verkünder, der die Massen fasziniert, aber die wirkliche Macht in Händen hält Proell, denn er kommandiert die die jeder Schandtat bereiten Partei-Soldaten.

> Oskar, mit seinem starken, bedeutenden Gesicht, fiel auf, die meisten der Notabeln hielten zunächst ihn für den neuen

> Helden der Partei. Hannsjörg nahm das nicht nur nicht übel, im Gegenteil, er schob den Bruder in den Vordergrund. Betonte, er selber sei ein Garniemand, der nur infolge günstiger Umstände der Partei habe Dienste leisten können, Oskar hingegen sei von Geburt her begnadet mit einer Gabe, die der Partei sehr viel tiefer nützlich werden könne, da sie auf eine gewisse Artverwandt sei mit dem Genie des Führers. Oskar hielt zu solchen Reden weislich den Mund und beschränkte sich darauf, bedeutend auszuschauen. (S. 30)

Proell reist zu einer Parteiveranstaltung nach München, wo Hitler im Circus Krone spricht, und nutzt die Gelegenheit, Oskar kennenzulernen.

> Auch heute wieder bewunderte Oskar die großartige Technik, mit welcher die Schaustellungen der Partei aufgemacht waren. Alles fügte sich ineinander, die nächtig drohenden, schwarzen Hakenkreuze auf den weißen Kreisen der blutroten, aufreizenden Fahnentücher, die

braunen Uniformen, die rauschende Musik, das Geschrei, der Dunst und die dumpfe Gier dieser Masse, die vor ihren biergefüllten Krügen darauf wartete, dem Führer, dem deutschen Messias, ihr Heil und ihre Begeisterung zuzubrüllen. (S. 31f)

Oskar ist von Hitler fasziniert: Er spürt in ihm eine verwandte Seele, eine Begabung, seiner eigenen ähnlich, ins Innere der Menschen zu blicken und ihre geheimen Wünsche zu erkennen.

Oskars Verstand nahm die technischen Einzelheiten der Rede Hitlers wahr und begutachtete sie. Oskars Herz aber schlug im gleichen Takt wie das Herz der Masse und ließ keine Nachprüfung dessen zu, was der Mann da oben vorbrachte. Der Redner selber hatte es nicht lange nachgeprüft. Vielmehr hatte er sich in eine Art Trance versetzt. Er glaubte, während er sprach. Und darum glaubte die Masse, und darum glaubte Oskar. Der Mann war verzückt, voll Inbrunst, und verzückt, voll Inbrunst wa-

ren Oskar und die Masse. Der Mann haßte, verachtete, bewunderte, und mit ihm haßten, verachteten, bewunderten Oskar und die Masse.

Oskar liebte den Mann dort oben tiefer als die andern, er kannte ihn tiefer. Er hatte mit ihm gemein die Intuition, die „Schau“, das eingeborene Wissen um die Seelen der andern. Das machte sie zu einem, den Mann auf der Kanzel und den Mann im Saal. Hitler sprach und Oskar hörte, oder war es umgekehrt: hörte Hitler und sprach Oskar? Offen vor Oskar lag Hitlers geheimstes Wünschen und Trachten, dieses dumpfe, heftige, grimmige Wollen. (S. 32f)

Zwar benutzt Oskar die Künste seines Freundes Pranner, um bei seinen Vorstellungen zu glänzen, aber er ist fest davon überzeugt, dass er ein wirkliches Talent besitzt, dass er über die Fähigkeit der Telepathie verfügt, auch wenn er dieses Phänomen nur unter besonderen Bedingungen hervorbringen kann.

Oskar mußte ihm ein Zeichen geben, dem Mann da oben, und ein Zeichen von ihm haben. Die Haut seines Gesichtes straffte sich, seine Pupillen verengten sich, seine heftigen A.ugen wurden starrer und gleichzeitig lebendiger. Er versank in sich, war nur mehr Wille. Du da oben, befahl dieser heiße Wille, wisse, daß ich da bin. Ich habe besser begriffen als alle andern, mit welch unsäglicher Arbeit deine Leistung erkämpft ist, wie beseligend aber auch ihr Gelingen. Gib mir ein Zeichen. Richte deinen Blick auf mich, so wie ich den meinen auf dich richte.

Eine winzige Unsicherheit kam über Hitler, nur Oskar bemerkte sie. Merkte, wie der Mann auf der Kanzel jemand unter den Zuschauern zu suchen begann. In atemloser Spannung folgte er den Blicken des Mannes. Jetzt war es soweit. Wollüstig beglückt spürte Oskar, wie die Augen des ‘Führers in die seinen tauchten.

Von jetzt an ließen die Blicke der beiden Männer einander nicht mehr los. Hitler, in gewaltigem Crescendo, wuchs

> über sich hinaus. Schäumte, geiferte, schmetterte, kreischte, schmeichelte, höhnte. Oskars Gesicht aber widerspiegelte den Hohn, die Schmeichelei, die Liebe. Hitler und Oskar gaben einander ein großartiges Schauspiel. (S. 33)

Oskar ist überzeugt, dass es ihm durch Gedankenkraft gelungen ist, den Blick des Redners in dem großen Rund des Zirkus auf sich zu lenken. Zwei verwandte Geister erkennen einander, so scheint es Oskar.

Hansjörg ist überzeugt, dass er Oskars Begabung zu seinem Nutzen und dem der Partei verwenden kann. So lockt er ihn nach Berlin in den Salon der attraktiven Hildegard Freifrau von Trettnow, die dem Spiritismus besonders zugetan ist. Und es gelingt Oskar mit viel Mühe, auch den skeptischen Pranner, der mit Schwindel nichts zu tun haben will, zu überreden mitzukommen. Damit beginnt Oskars große Karriere, denn er steigt zum Berater nicht nur Proells, sondern auch Hitlers auf.

Dem hohen Aufstieg folgt ein ebensohoher Sturz: Oskar ist sein Können zu Kopf gestiegen und er verscherzt es sich in sei-

nem Hochmut mit den wetterwendischen Nazis. Am Ende lässt ihn Hitler fallen und Proell lässt ihn ermorden. Selbst sein Bruder muss sich von ihm lossagen, um sein eigenes Leben zu retten.

„Komm jetzt“, sagte der Mann. „Können wir nicht bis zum Morgen warten?“ bat Oskar, stockend, kläglich, und mit unsicherer Hand holte er seine Brieftasche heraus. „Komm jetzt“, sagte statt aller Antwort der Mann. Sie nahmen ihn in die Mitte und zwangen ihn zu gehen. Eine kleine Weile führten sie ihn tiefer in den Wald. Man ging holperig, durch Gestrüpp, über Wurzeln. Sie blieben stehen. „Lauf jetzt“, sagte der Mann, „lauf zu“, und wies in den Wald hinein.

Oskar schaute sie an, einen nach dem andern, mit einem langen, saugenden, klagenden Blick. Was er sah, war keine Leidenschaft, nichts als der kalte, geschäftsmäßige Wille, einen Befehl auszuführen. Es war noch nicht Morgen, aber es war keine Hoffnung. Er hatte all seinen Willen darauf gerichtet, den Morgen zu erleben, doch als er diefse

kalten Gesichter sah, wußte er: auch dieser sein letzter Wunsch und Wille war ohne Kraft gewesen und auch dieser letzte Versuch ein Versager.

Er wandte die Augen ab von den Männern. Schaute noch einmal um sich. Sah die Bäume, den schwach belichteten Himmel, den blassen, tiefen Mond, das Dunkel rings um sich. Er setzte den Hut auf und kehrte sich seinem Wege zu.

Er wünschte sehr, daß Musik in ihm wach werde, irgendeine große Melodie. Aber er wünschte es umsonst. Keine Musik war in ihm, als er seinen letzten Gang antrat, nur Fetzen des lärmenden Gedudels und Geschmetters aus dem Tabarin.

Er hob den Fuß im Lackschuh. Begann zu gehen. Stapfte voran durchs Unterholz, in Frack, Radmantel und Zylinder, ins Dunkel hinein, darauf wartend, daß die Schüsse knallten und daß alles vorbei sei. (S. 327f)

Aber Oskar bekommt ein großes Staatsbegräbnis, und Hitler selbst spricht an seinem Sarg.

> Der Führer ordnete ein Staatsbegräbnis für seinen Seher an. Eine ungeheure Menschenmenge war da, viel Trauermusik gab es, viele Fahnen und Standarten.
>
> Hitler selber sprach an der Bahre Oskar Lautensacks. „Er war einer derjenigen“, verkündete er mit bewegter Stimme, „welche die von mir vollzogene Ausgestaltung des Neuen Deutschland seelisch eingeläutet haben.“ (S. 328)

Hinter dem Oskar des Romans *Die Brüder Lautensack* steckt der vorgebliche Däne Erik Jan Hanussen (1889–1933), der große Hellseher, der sich bei den Nazis anbiederte und mit seinen Vorhersagen deren Aufstieg unterstützte. Tatsächlich hieß er Hermann (Herschel) Chajm Steinschneider und war Österreicher jüdischer Herkunft, was den Nazis nach der Machtergreifung zweifellos peinlich war. Den Bogen hatte Hanussen überspannt, als er den Reichstagsbrand,

von dem er möglicherweise durch einen hochrangigen Bekannten erfahren hatte, einen Tag vorher voraussagte.

Mit Hermann Proell ist allem Anschein nach Ernst Röhm gemeint, der Führer der Sturmabteilung, der 1934, nur ein Jahr später, selbst das Leben lassen musste, weil er Hitler zu mächtig geworden war und sich Hitler gegen die SA und für die Wehrmacht entschied.

Aber *Die Brüder Lautensack* ist nicht einfach ein Tatsachenroman, sondern Lion Feuchtwanger verwendet geschichtliche Ereignisse und Figuren frei für seine eigenen Zwecke.

Ein hervorstechendes Merkmal des Romans sind seine vorzüglich charakterisierten Figuren: Oskar Lautensack ist ein Mann mit charismatischer Ausstrahlung, der diese Begabung allerdings nur für schaustellerische Zwecke nutzt, bis er von seinem Bruder Hansgeorg verleitet wird, politisch wichtige Menschen zu beeinflussen. Oskar ist eitel, von sich eingenommen, erfolgssüchtig, verschwenderisch, ein Liebling der Frauen – aber zugleich von eher schlichtem Verstand. Er begreift die Welt der Einfluss-

reichen und Mächtigen nicht wirklich, er schätzt die Mentalität dieser Menschen völlig falsch ein, und das wird ihm letzten Endes zum Verhängnis. Obwohl er jeden nur möglichen Trick nutzt, um seine Vorstellungen attraktiver zu machen, glaubt er doch ganz fest an seine wirkliche Begabung. Zwar ist diese nicht auf Kommando abrufbar, aber wenn er Zugang zu einem anderen Menschen erlangt, dann kann er dessen geheimste, diesem selbst verborgene Wünsche erspüren und ans Licht bringen – so etwa in Proell den Wunsch nach einem riesengroßen, welterschütternden Brand.

Oskars Bruder Hansgeorg war immer der Unterlegene der Beiden, der Sündenbock für Oskars Streiche; obwohl er das seinem Bruder nachträgt, bewundert er ihn ebenso wie er ihn beneidet. Dass er Oskar zum Aufstieg bei den Nazis verhilft, geschieht nicht nur aus Eigensucht, sondern aus echter Zuneigung zu seinem Bruder.

Hansjörg hat die Zuneigung des offensichtlich homosexuellen SA-Führers gewonnen und hat auf diese Weise eine einflussreiche Position erlangt. Allerdings

stellt sich heraus, dass er im Ernstfall nichts zu entscheiden hat, sondern trotz seines Ranges nur eine Mischung aus Puppenjunge und Laufbursche darstellt.

Alois Pranner schließlich ist ein einfacher Mensch, ein aufrichtiger Illusionist, dem es zuwider ist, für Oskar den Betrüger geben zu müssen, der aber dennoch nicht von Oskar, den er bewundert und verabscheut in einem, loskommt.

Hermann Proell ist ein vollblütiger Machtmensch, der seine Mittel, das heißt insbesondere die Schläger und Mörder der SA, mit Geschick und Genuss einsetzt. Sein einziger ernstzunehmender Gegenspieler ist der von den Massen bewunderte Hitler, dem er jedoch ebenso wie allen Anderen seinen Willen aufzwingen will – was nicht so schwierig ist, da der Führer infolge seiner Eitelkeit erstaunlich leicht zu manipulieren ist.

Hitler schließlich lebt ganz in seiner eigenen Welt, einem Universum der Träume und Vorstellungen, aus dem heraus er ohne Unterlass deklamiert und propagiert, süchtig geworden nach seinen eigenen Reden.

Zu den vorzüglichen Charakterisierungen kommt noch Lion Feuchtwangers außergewöhnlich eindrucksvoller Stil. Zu Beginn des Romans, in München, schwingt ganz der bodenständige, die Tatsachen direkt aussprechende bairische Tonfall durch; mit dem Auftritt von Hansjörg kommen berlinerische Redewendungen, die dieser angenommen hat, hinzu; in Berlin schließlich schwingt sich die Sprache zu blasierten, hohltönenden Phrasen auf.

Ein eindrucksvolles Beispiel sei hier angeführt. Oskar hat sich ganz gegen seinen Willen in die von Schreibarbeiten lebende Käthe Severin verliebt. Deren halbjüdischer Halbbruder, der Germanist und Journalist Dr. Paul Cramer, hat sich in einem Aufsatz über Hitlers aufgeblasenen, unkorrekten Stil lustig gemacht und wurde infolgedessen verhaftet. Er soll sich nach dem Willen der Gestapo in seiner Zelle selbst erhängen, als letzte und größte Demütigung. Wenn das bei drei Uhr morgens nicht geschehen ist, wird man nachhelfen. Strick und Stuhl sind schon vorsorglich bereitgestellt.

Er hat also noch Zeit bis drei Uhr. Dreieinhalb Stunden. Nein, drei Stunden und siebenundzwanzig Minuten. Sie sind präzis.

Die Schmerzen sind wieder da. Sie spülen alle Gedanken weg, man spürt nur Schmerz. Schmerz, nichts als Schmerz. Drei Stunden noch.

Und ich werde doch hingehen zu dem Strick. Er zieht mich hin, der Strick. Dazu ist er da. Ich muß nur hingehen und den Kopf hineinstecken, dann ist der Schmerz aus. Er zieht, der Strick.

Paul hat sich halb aufgerichtet. Schmerz, Schmerz. Die Uhr tickt. Der Strick zieht. Es ist alles so einfach. Wenn er hingeht, dann tickt sie noch hundertmal, höchstens noch zweihundertmal, dann hat er den Kopf im Strick, und dann ist es aus, dann ist der Schmerz aus.

Denken, denken. Wenn man denken könnte, könnte man den Schmerz überdenken. Der Strick zieht. Denken. Gegen den Schmerz andenken. Gegen den Strick andenken. Die Uhr tickt. Tu ihnen den Gefallen nicht. Der Strick zieht. Sie

haben den Strick hingehängt, daß er dich zieht. Tu ihnen den Gefallen nicht. Gegen den Strick andenken. Tu ihnen nicht den Gefallen. Tu ihnen den Gefallen nicht. Die Uhr tickt. Der Strick zieht.

Wenn ich mich ziehen lasse, dann tickt die Uhr noch zweihundertmal. Wenn ich widerstehe, wenn ich dem Bösen widerstehe, dann tickt sie, ja, wie oft tickt sie dann noch? Denken. Gegen den Strick andenken, i Stunde, das ist 60 mal 60, dann tickt sie also noch 3600 mal. 3 Stunden, dann tickt sie noch 3 mal 3600 =? Wieviel ist das? Denken. Gegen den Strick andenken. 3 mal 3000 = 9000, 3 mal 600 = 1800 …

Ich kann nicht mehr. Ich halt es nicht aus. Das hält kein Mensch aus. Das ist nicht erträglich. Ich halt es nicht aus. (S. 282)

Den Höhepunkt des Romans stellen ohne Zweifel die Monologe Hitlers dar, denn Feuchtwanger hat dessen Stil so phantastisch kopiert, dass man schon von Verinnerlichung sprechen muss.

Hier erläutert Hitler seinem Gesprächspartner Lautensack, der ihn ersucht, Cramer freizulassen, dass ein Führer hart und unerbittlich sein muss.

> „Das freut mich“, erwiderte Hitler. „Sie sind einer der wenigen, die Verständnis dafür zeigen, daß meine Sendung notwendigerweise manchmal das Kränkenmüssen eines Freundes mit sich bringt. Im harten Raum der politischen Zwangsläufigkeit decken sich Worte und Taten nicht immer. Die Geschichte kommt aus dem Schicksal, aber Worte und Wörter kommen aus der Kehle, sie werden fabriziert mit Zunge und Zähnen und Gaumen und besagen einen Dreck, wenn es sich um Treue handelt. Erst bei den von der inneren Stimme geäußerten Worten kann von Treue oder Wortbruch die Rede sein.“ Und er verbreitete sich weiter über das Wesen der Treue. Die Lage, in welche er durch den Fall dieses Cramer seinem Freunde Lautensack gegenüber gekommen sei, sei leider in seinem Leben eine häufige. Ihm schwane von Situationen, in denen

ihm, dem Führer, Untreue auferlegt werden könne gewissen treuen Freunden gegenüber, Männern mit goldenen, aber rohen Herzen, weil er nur so seiner höchsten Pflicht, der Leitung des deutschen Geschickes, die Treue wahren könne. „Spießer, die sich mit äußerlich striktem Worthalten dicketun“, erklärte er, „mögen dann von Wortbruch faseln. Sie, mein lieber Lautensack, verstehen mich.“ (S. 300)

Und weiter geht der Vortrag.

„Macht .und Freundschaft“, sagte er, „sind widerstrebende Pole, die manchmal tödliche Funken erzeugen. Wenn alle so weise wären wie Sie, mein lieber Lautensack, dann hätte der Machthaber es leicht. Aber da gibt es Freunde, die, trotz ihrer Treue, in ihrer Weltverblendung und Gottverlassenheit meiner innern Stimme widersprechen, und was bleibt mir dann übrig, als sie am Ende zum Schweigen zu bringen? Wenn es um die Ausgestaltung der nationalen Revolution geht, da darf ich doch vor

> den härtesten Mitteln nicht zurückschrecken. Das mag eine Tragödie sein, aber da gibt es doch keine Zweifel.“ (S. 301)

Und Hitler schließt mit großen Worten.

> „Der Weg nach Walhall ist nun einmal keine Autostraße“, antwortete Hitler. „Deutsch sein heißt gefährlich leben. Deutsch sein heißt durch Blut erwerben wollen, nicht durch Schweiß. Da haben Sie in zwei Worten mein Weltbild.“ Er führte Oskar an seinen Schreibtisch, öffnete die Schublade, wies auf den Revolver. „Da liegt er und ist geladen“, sagte er. „Da liegt er und ist eine ständige Mahnung, daß jede Stunde voll ist von der Entscheidung: siegen oder sterben.“ Er schob mit starker Bewegung die Schublade wieder zu. (S. 301)

Bei einer früheren Begegnung mit Lautensack doziert der Führer.

> „Ja, lieber Lautensack“, bestätigte nachdenklich Hitler, „Sie haben recht. Mein

> Kampf ist das ewige Beschreiten eines nadelschmalen Pfades; sich türmende Abgründe gähnen rechts und links.“ Und mit ungewohnt schleierigen Augen, leise, gab er weiter zu: „Vielleicht sogar haben Sie recht auch mit den Wölfen. Vielleicht gehört ein Teil meines Herzens den Wölfen.“ (S. 263)

Der Führer pflegt in Bildern und Metaphern zu reden, die bombastisch klingen, ihm aber nur zu gerne schief geraten, wie eben Cramer angeprangert hat.

„Sich türmende Abgründe“ ist ein Beispiel für dieses Phänomen: „Sich auftuende Abgründe“ wäre richtig, während die sich „türmenden Abgründe“ einen Widerspruch in sich darstellen. Und trotzdem kommt man nicht umhin, festzustellen, dass „sich aufuende Abgründe“ sehr abgenutzt klingt, während Hitlers Variante ungewohnt und trotz ihrer Widersprüchlichkeit eindrucksvoll klingt. Man wird daran erinnert, dass hier nicht wirklich Hitler spricht, sondern Lion Feuchtwanger, ein Meister des Wortes, formuliert.

Als Fazit kann man sagen, dass *Die Brüder Lautensack* sowohl vom Inhalt als auch vom Stil her ein großes Meisterwerk darstellt, wie man es im deutschen Sprachraum nur selten findet.

IAIN
McDowall
ZWEI TOTE IM FLUSS
Kriminalroman
»In jeder Hinsicht die höchste Punktzahl.« Morning Star
dtv

Iain McDowall
Zwei Tote im Fluss
***(Killing for England,* 2005)**
dtv 21 004 (TB 382 S./€ 9,95)
München 2007
Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence
Genre: Krimi

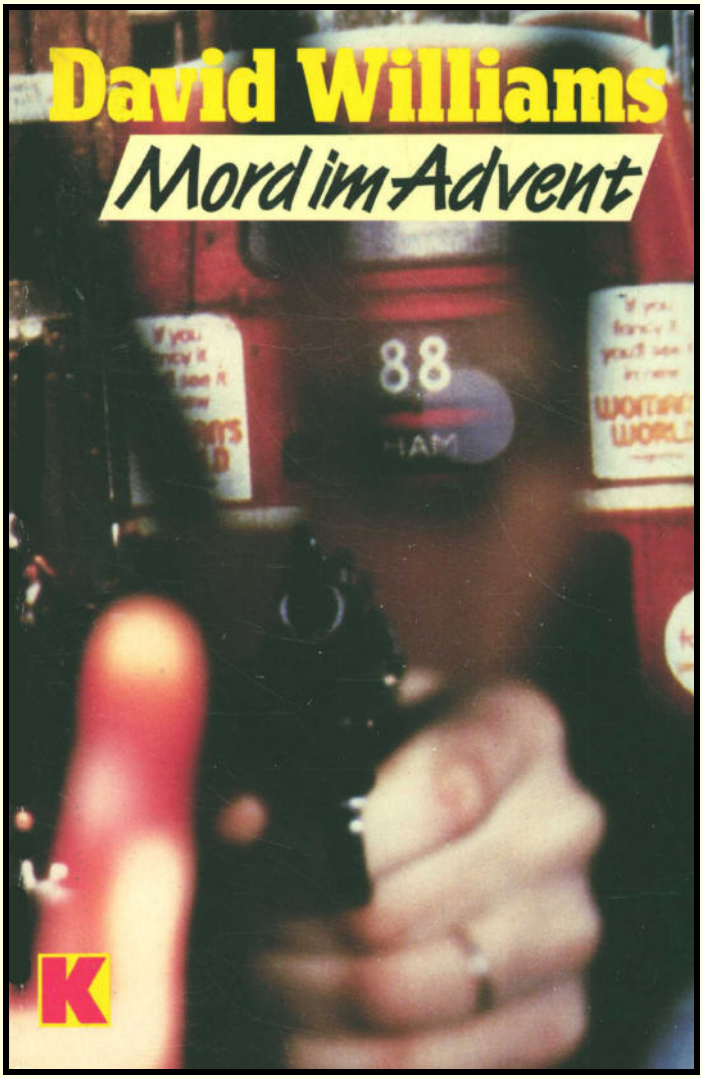
> Trotz der starken Strömung war die Leiche nicht weit abgetrieben worden. Anfang Dezember hatte es ein Unwetter mit schweren Böen gegeben. Zahlreiche entwurzelte Bäume und Treibgut wurden den Fluss heruntergespült. Dort, wo die Crow durch das nach ihr benannte Crowby floss, waren ihre Ufer immer noch mit abgerissenen Ästen und Baumstämmen übersät, und in diesen Trümmern hatte sich die Leiche Darren McGees verfangen, zwischen aufgeweichter Eichenrinde und den verbogenen Überbleibseln eines verrosteten Mountainbikes. (S. 7)

Der Farbige Darren McGee ist im Fluss Crow ertrunken. Detective Chief Superintendent

Salter befindet in Abwesenheit des eigentlich zuständigen Detective Chief Inspectors Jacobson auf Selbstmord.

Als Jacobson aus dem Urlaub zurückkehrt, bittet ihn der Journalist Paul Shaw um einen Gesprächstermin: Sein Cousin Darren McGee könne unmöglich Selbstmord begangen haben, vielmehr sei er ermordet worden. Jacobson will das anfangs nicht glauben, denn McGee hatte eine Vorgeschichte von Schizophrenie und häuslicher Gewalt, aber schließlich muss er einsehen, dass die Rechtsradikalen, die im Ort Crowby ihr Unwesen treiben, durchaus einen rassistisch motivierten Mord begangen haben könnten. Und es dauert nicht lange, da liegt auch Shaw tot im Fluss.

Zwei Tote im Fluss ist ein unterhaltsamer Krimi, über den die Kritik viel Lob ausschüttete.


David Williams
Mord im Advent
88
K

*Williams, David: Mord im Advent

David Williams [Stuart David Williams, 1926–2003]
Mark Treasure 9: Mord im Advent
(Murder in Advent, 1985)
Ullstein 10 574 (TB 190 S./DM 8,80)
Frankfurt/M Berlin 1988
Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt
Genre: Krimi

> Es war ungewöhnlich, daß alle vier Mitglieder der Leitung der Kathedrale – der Dekan, der Kanzler, der Schatzmeister und der Kantor – gemeinsam an einer Donnerstagabendandacht teilnahmen. Sie hatten sich eingefunden, weil Dekan Hitt sie kurz vorher zu einer Sondersitzung des Kapitels gerufen hatte. Die Sitzung war nicht ohne scharfe Wortwechsel verlaufen, und das hatte wohl in allen Beteiligten den frommen, jedoch unausgesprochen gebliebenen Gedanken bestärkt, aus dem Kapitelhaus zur Abendandacht in die Kathedrale hinüberzugehen. (S. 10f)

In Litchester steht eine wundervolle Kathedrale, die eigentlich viel zu groß für die kleine Stadt ist, so dass die Gemeinde Mühe hat, das Bauwerk zu erhalten.

Um das Problem zu lösen, sind die vier Mitglieder der Leitung der Kathedrale zusammengekommen: der blinde Dekan Gilbert Hitt; der Kantor Kanonikus Ewart Jones; der Kanzler Kanonikus Algy Merit; und der Schatzmeister Kanonikus Clive Brastow.

Die Gemeinde verfügt nämlich über einen ganz besonderen Schatz, der bei einem Verkauf gut eine Million Pfund einbrächte, und zwar ein echtes Exemplar der Magna Charta. Es handelt sich zwar nicht um die erste Version von 1215, sondern um die textlich veränderte von 1225, die jedoch ebenso wertvoll ist, weil nur noch wenige Ausfertigungen existieren.

Allerdings herrscht unter der Leitung der Kathedrale Uneinigkeit: Zwei Personen sind für den Verkauf, zwei dagegen. Aber auch die einzelnen Fraktionen sind gespalten, indem es Stimmen gibt, die zwar dem Verkauf wohlwollend gegenüberstehen, ein Verbringen ins Ausland an ein amerikanisches Museum aber ablehnen. Und auch die

Verwendung der zu erwartenden Gelder ist strittig: Soll man die Kathedrale, ein Bauwerk aus Stein, damit retten, oder soll man es notleidenden Menschen in Afrika zugutekommen lassen?

Mark Treasure, Vizepräsident der Handelsbank Greenwood, Phipps, ist eingeladen, das Zünglein an der Waage zu geben, wobei er selbst noch schwankend in seiner Meinung ist.

Aber noch bevor das Gremium eine Entscheidung treffen kann, tritt ein furchtbares Unglück ein. Kantor Jones will nach Mr. Pounder, den greisen Stabträger des Dekans schauen, der in der alten Bibliothek der Kathedrale neben einigen zwar antiken, aber praktisch wertlosen Folianten auch die Magna Charta bewacht, während der kleine Raum für Besucher geöffnet ist.

> „Mr. Pounder, sind Sie da drin?“ rief er, so laut er konnte, während er zugleich mit dem Schlüssel und einer schrecklichen Vorahnung kämpfte. Er sagte sich, daß das dumm war. Warum sollte Mr. Pounder noch in der Bibliothek sein – hinter verschlossener Tür?

> Trotzdem rief er weiter: „Haben Sie keine Angst, ich komme.“ Er war jetzt wirklich beunruhigt und hätte nach jeder Trostformel gegriffen. „Ich komme, Mr. Pounder.“
>
> Während er diese Versicherung abgab, fiel seine Hand auf den Riegel. Plötzlich wußte er, was er falsch gemacht hatte. Er hob den Riegel an, und sofort flog die Tür auf und stürzte Ewart Jones rückwärts die Treppe hinunter, als wäre er von einer Gewehrkugel getroffen worden. (S. 38)

Die alte Bibliothek brennt wie ein Höllenfeuer. Nur durch die Geistesgegenwart von Jones, der die Tür wieder zuschlägt, kann ein Übergreifen auf die ganze Kathedrale verhindert werden.

Als Mark Treasure per Bahn in Litchester eintrifft, ist der Brand bereits gelöscht und Pounders verkohlte Leiche geborgen. Glydis Jones, die Tochter des Kantors, die mit demselben Zug fährt, lädt Treasure ein, ihn und sein Gepäck die letzte Strecke mit dem Auto zu transportieren.

„Ist jemand verletzt worden bei dem Brand?“

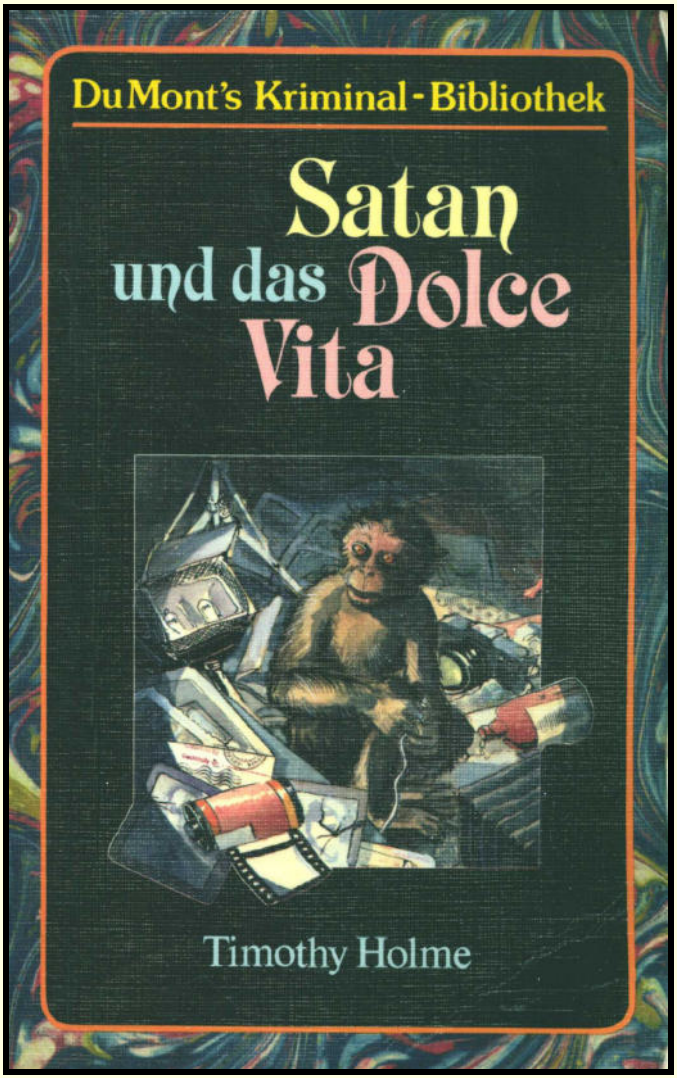
„Mein Vater. Aber ihm geht’s schon wieder gut“, fügte sie rasch hinzu. „Und Mr. Pounder, der Stabträger des Dekans. Er ist tot. Im Feuer umgekommen. Eine ziemliche Katastrophe das Ganze. Ihre Reise wird wohl auch nur Zeitverschwendung gewesen sein. Steigen Sie ein.“ (S. 40)

Die Ursache des Feuers ist bald geklärt: Der greise Pounder hat sich die eiskalte alte Bibliothek mittels eines Paraffinöfchens warm gehalten, was zwar nicht erlaubt ist, aber stillschweigend geduldet wurde. Doch ist er, wie die Obduktion zeigt, nicht etwa am Rauch erstickt, sondern vor dem Brand mit dem Amtsstab des Dekans erschlagen worden.

Das ist ein Fall für Chefinspektor Bride – und natürlich auch für Mark Treasure, dessen Wohlwollen der Kathedrale gilt. Für ihn tun sich eine Reihe von Fragen auf: Ist die Magna Charta tatsächlich mit verbrannt oder wurde sie zuvor entwendet? Ist sie echt oder ist sie eine der nur von einem

Fachmann zu erkennenden Kopien aus dem siebzehnten Jahrhundert? Falls ja, was ist aus dem Original geworden? Für die Kathedrale steht dabei viel auf dem Spiel, denn die Magna Charta wurde mit einer Million Pfund versichert, wobei die Summe nur für den Fall, dass sie ein Original war und verbrannt ist, ausgezahlt wird.

Mord im Advent ist ein vorzüglich erzählter, stimmungsvoller und historisch interessanter Krimi mit anschaulich gezeichneten Charakteren. Leider führt David Williams so viele Figuren ein, von denen einige noch dazu mal mit Familiennamen, mal mit Vornamen genannt werden, dass der Leser nur zu leicht den Überblick verliert. Glücklicherweise lernt man das Personal im Lauf der Lektüre immer besser kennen, so dass man weniger Mühe hat, der Handlung zu folgen.


DuMont's Kriminal-Bibliothek
Satan und das Dolce Vita
Timothy Holme

Timothy Holme [1928–1987]

***Achille Peroni 3: Satan und das Dolce Vita (The Devil and the Dolce Vita*, 1982)**

DuMont 1039 (TB 236 S./DM 12,80)

Köln 1993

Aus dem Englischen von Karl H. Schneider

Genre: Krimi

> Dieses Mädchen mit dem strähnigen blonden Haar, den roten Händen und dem etwas zu fülligen Gesäß bedeutete eine neue Erfahrung für Peroni. Sie hatte ihn mit unübersehbarer Feindseligkeit begrüßt und verhielt sich auch jetzt – trotz des gutgemeinten Einsatzes der Sirene – noch immer äußerst reserviert. Wenn eine junge Frau vor ihm nicht innerhalb von 60 Sekunden bedingungslos kapitulierte, fühlte sich Peroni wie ein Schachmeister, der von jemandem besiegt wird, der gerade erst den Unterschied zwischen einem Bauern und einem Läufer entdeckt hat. (S. 19f)

Die junge Shirley Conrad zeltet am Strand von Jesolo zusammen mit ihrer Bekannten

Kehzia Michaelis, die im Lokal „Dolce Vita“ als Sängerin auftritt. Nachdem Kehzia schon zwei Nächte verschwunden ist, meldet Shirley sie bei der Polizei als vermisst, so dass sich der frauenumschwärmte Commissario Achille Peroni der Sache annehmen muss.

Das Dolce Vita ist an sich schon eine merkwürdige Kneipe, denn sie wird geleitet von dem vorgeblichen Kapitän Gigi Coliselli, der, wie der Journalist Wendell Banner herausfindet, seine Pläne, Jesolo zu einem unabhängigen Staat zu erklären – was Gigi auf eine Schenkungsurkunde aus dem achtzehnten Jahrhundert zurückführt –, nicht aufgegeben hat.

Hier befragt der Commissario gerade das Personal der Kneipe.

„Haben Sie sie jemals mit einem bestimmten Mann gesehen?“ fragte Peroni und rückte etwas von Maurizio weg.

„Ja, da gibt es jemanden“, antwortete Maurizio. „Sehr gutaussehend“, fügte er im Tonfall eines Kenners hinzu.

„Können Sie ihn beschreiben?“

„Groß und schlank“, sagte Maurizio und runzelte angestrengt die Stirn. „Etwa Anfang 40, sieht aber sehr jung aus. Wie ein griechischer Gott.“

„Das stimmt“, warf der Kellner ein, der, an die Theke gelehnt, der Unterhaltung gefolgt war. „Der ist mir auch aufgefallen. Er saß immer alleine am Tisch, trank Pernod und ließ sie nicht aus den Augen, während sie sang.“

„Er trank immer nur Pernod?“ hakte Peroni nach.

„Immer nur Pernod“, bestätigte der Kellner, „und zwar eine ganze Menge.

„Ein Italiener?“

„Ja.

„Auf Urlaub?“

„Nein“, erwiderte der Kellner entschieden. „Für Ferien in Jesolo war er nicht der Typ, eher schon für die Costa Azzurra oder für Sardinien.“

„Genau“, mischte sich Maurizio wieder ein, offensichtlich pikiert darüber, daß Peroni seine Aufmerksamkeit nun dem Kellner zugewandt hatte. „Er sah sehr wohlhabend aus. Vorzüglich gekleidet.“ (S. 25)

Der Bekannte der Vermissten stellt sich als Fabrizio de Santis heraus, aus altem Geschlecht und Besitzer eines Palazzos in Vendig – kaum der Mann, der junge Frauen entführt.

Zur gleichen Zeit wird bei dem Fotographen Benito Mussolini eingebrochen und nichts weiter gestohlen als eine größere Menge an Negativen. Für Peroni stellt sich die Frage, ob der Einbruch eine verräterische Aufnahme beseitigen sollte und ob er in Zusammenhang mit dem Verschwinden von Kehzia steht.

Satan und Dolce Vita ist ein unterhaltsamer Krimi aus der Feder eines englischen Schriftstellers, der sich in Italien niedergelassen hat.

UWE ERICHSEN
SCHADE UM
MARIA
Krimi-Roman
EURO tops
EDITION

Uwe Erichsen
***Schade um Maria* (1985)**
EuroTops-Edition 1 (TB 160 S./DM xx)
Langenfeld 1993
Genre: Krimi

„Es ist schön hier“, sagte Maria versonnen.

Der dünne Morgennebel über dem Rasen des weiten Parks und die dichten Hecken aus Buchsbaum und Feuerdorn erinnerten sie an zu Hause.

Zu Hause.

Sie spürte einen Stich. Wenn ihre Mutter sie so sähe, oder ihr Bruder. Sie knotete das dünne Batisttuch fester um ihre Hüften, bevor sie sich umwandte.

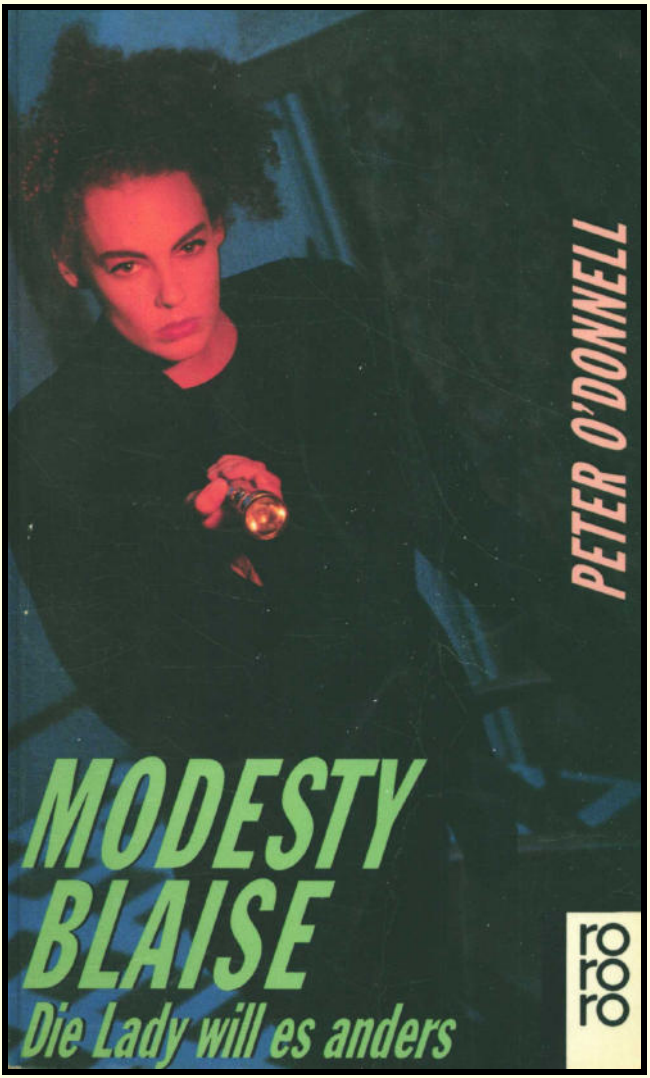
Sie spürte Peters Blicke auf ihren Brüsten. Er lag auf dem breiten, mit schwarzen Laken bezogenen Bett und sah sie von unten herauf an. Seine breiten Schultern und die behaarte Brust waren für sie der Inbegriff der Männlichkeit gewesen, als sie ihn kennenlernte. Dabei war er anfangs so zärtlich und verständnisvoll. Ihre Jungfräulichkeit hatte

> er als Geschenk betrachtet -und genommen.
>
> Seit kurzem sah sie ihn mit anderen Augen an. Sie war blind in der ersten Zeit. Bald hatte sie erkannt, daß er kein Student gewesen war, wie er behauptet hatte. Sie hatte sich eingeredet, daß es ihr nichts ausmachte. Und sie hatte sich nicht gefragt, wovon er lebte, wovon er den amerikanischen Wagen mit den roten Lederpolstern oder die große Wohnung in Hamburg, hoch über dem Jungfernstieg mit Blick auf die Binnenalster, bezahlte. (S. 5)

Der Zuhälter Peter Reimers macht sich als netter, gut betuchter Freund an die junge Maria Teske heran und sorgt mit Überredung, Gewalt und Drogen dafür, dass sie für seinen Boss Karl Zaczek gefügig wird.

Marias Bruder Jochen ist Polizist und sorgt sich um das Schicksal seiner verschwundenen Schwester und macht sich in seiner Freizeit auf die Suche.

Schade um Maria ist ein gängiger deutscher Kriminalroman.


PETER O'DONNELL
MODESTY BLAISE
Die Lady will es anders
rororo

Peter O'Donnell

***Modesty Blaise 10: Die Lady will es anders (The Xanadu Talisman,* 1981)**

rororo 15 158 (TB 252 S./DM 7,80)

Reinbek bei Hamburg 1988, 64.–68. Tausend

Aus dem Englischen von Ilse Winger

Genre: Krimi

Der Franzose neben ihr verlor von neuem das Bewußtsein. Sie änderte ihre Stellung, denn sie war nur mit einem kurzen Bademantel bekleidet, und der Schutt stach in ihren Körper. Ihre schmutzbedeckte, blutverkrustete Hand tastete im Dunkeln nach dem Hals des Mannes; sie legte zwei Finger auf seinen Puls.

Der Puls war etwas beschleunigt, etwas schwach, aber gleichmäßig. Sein Atem kam stoßweise, doch in der staubgesättigten Luft erging es ihr nicht viel besser. Sie versuchte, sich in der engen Beton-grube auf den Rücken zu legen, und öffnete und schloß die Hände; sie schmerzten immer noch, weil sie Stunden damit zugebracht hatte, die

große, klaffende Wunde an seinem Schenkel zuzuhalten, bis das hervorquellende Blut endlich stockte.

Der Franzose rührte sich und murmelte etwas, das wie „Aläed-din“ klang. Während der langen Stunden hatte er dieses Wort zwischen unverständlichem Gestammel bereits einige Male wiederholt. Jetzt sagte er ganz deutlich: „*Le talisman? Le talisman …?*“ Sie wußte, daß er das breite Band meinte, das er um das rechte Handgelenk getragen hatte. Am frühen Morgen, während einer Periode fiebriger Klarheit, hatte er darauf bestanden, daß sie das Band löste und selbst über das Handgelenk streifte. Zwischen den zwei dicken Lederschichten hatte sie etwas Flaches und Hartes gespürt, war aber so damit beschäftigt gewesen, ihn zu beruhigen, daß sie sich nicht darum kümmerte, was das Band enthielt. (S. 7)

Die englische Spezialagentin Modesty Blaise wollte ihren guten Bekannten Dr. Giles Pennyfeather in Marokko im Hotel Ayachi treffen. Ein unerwartetes Erdbeben, bei

dem sie durch den Fußboden in den Keller stürzt, bringt sie in große Bedrängnis: Erstens ist sie eingeschlossen; zweitens muss sie einen Franzosen, der ihr einen Talisman übergibt, vor dem Verbluten retten; und drittens muss sie einen wahnsinnigen Araber, der sich mit dem Messer auf sie stürzt, außer Gefecht setzen. Zum Glück wird sie nach längerem bangen Warten von ihrem Mitarbeiter Willie Garvin befreit.

Die Lady will es anders ist ein rasanter Spionage-Action-Thriller. Die Heldin Modesty Blaise wurde von Autor Peter O'Donnell als weibliches Gegenstück zu James Bond konzipiert und ist mindestens so cool und tödlich wie dieser.

JARI
JÄRVELÄ
ROT FÜR
RACHE
THRILLER
carl's books

Jari Järvelä

Metro 2: Rot für Rache
***(Tyttô ja rotta,* 2015)**
carl's book (PB 254 S./€ 15,00)
München 2017
Aus dem Finnischen von Gabriele Schrey-Vasara
Genre: Krimi

> In dem rumpelnden S-Bahn-Waggon war ich mit meinen vier besten Freunden unterwegs. Meinen einzigen Freunden. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden würden zwei von uns tot sein und die Dritte mit einem kaputten Bein auf dem Asphalt liegen.
>
> Diese Dritte würde ich sein.
>
> Wir waren bereit zuzuschlagen, hatten uns in dem nach Knoblauch stinkenden Waggon verteilt. (S. 9)

Die von der Polizei verfolgte Sprayerin Metro ist aus ihrer finnischen Heimat nach Berlin geflüchtet, wo sie zusammen mit Verboten, Workuta, Aljoscha und Gänsesäger die notorische Sprayergang „Ice Rats" gebildet hat.

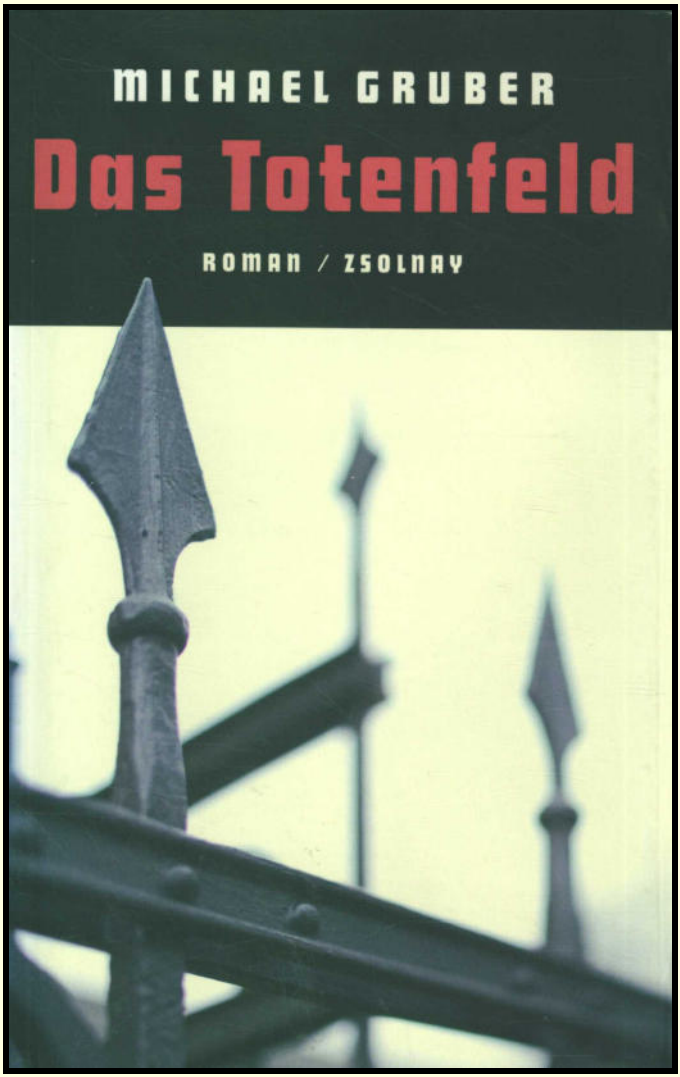
Diesmal haben die Ice Rats einen unerhörten Anschlag auf die S-Bahn vor: Sie ziehen die Notbremse; blockieren die Türen, so dass weder jemand aussteigen noch die Bahn weiterfahren kann; und dann beginnen sie ihr künstlerisches Werk.

> Die Sicherheitsleute würden innerhalb von fünf Minuten aufkreuzen. Wir würden es in vier Minuten schaffen müssen.
>
> Ich schleuderte die leere Dose neben das Gleis. Die Zeit war zu knapp, um nachzusehen, wie die anderen vorankamen. Ich nahm mir eine neue Dose Blau, die andere Hand versprühte weiße Farbe, ich malte mit beiden Händen gleichzeitig.
>
> Die Bahn verwandelte sich nach und nach in einen großen Eisblock. (S. 14)

Nach getaner Arbeit suchen die Ice Rats ihren Unterschlupf in einem verlassenen Abbruchhaus auf. Hier gibt es eine Besonderheit, nämlich ein großes Mural von keinem Geringeren als Banksy. Und die Eigentümer des Hauses wollen vor dem Abriss das Mural bergen und für sage und schreibe zwei-

kommazwei Millionen Euro verkaufen. Es ist sonnenklar, dass die Ice Rats dagegen einschreiten werden.

Rot für Rache ist ein unterhaltsamer Krimi aus der Berliner Underground-Szene, erzählt dem erfolgreichen finnischen Schriftsteller Jari Järvela.


MICHAEL GRUBER
Das Totenfeld
ROMAN / ZSOLNAY

Michael Gruber [1940–]

Jimmy Paz 2: Das Totenfeld
***(Valley of Bones*, 2005)**
Zsolnay (HC 558 S./€ 24,90)
Wien 2007
Aus dem Amerikanischen von Silvia Morawetz
Genre: Phantastischer Krimi

Es war Zufall, daß der Cop gerade im richtigen Moment nach oben sah, denn sonst hätte er es verpaßt: nicht die Pfählung, aber den Sturz. Er brauchte eine irritierende Sekunde lang, bis er begriff, was er sah: die anschwellende schwarze Masse vor dem weißen Stein und Glas der Hotelfassade, dann war es schon vorbei, und zwar mit einem Geräusch, das er, wie er wußte, bis ins Grab hören würde.

Hinterher saß er eine Minute lang auf der Stoßstange seines Wagens, ließ den Kopf hängen, um den Ort des Geschehens nicht mit seinem Erbrochenen zu verunreinigen, und machte dann per Sprechfunk Meldung an die Zentrale. Er gab das, was er eben gesehen hatte, als

> 31 durch, den Code für Mord bei der Polizei von Miami, obwohl es sich auch um einen Unfall oder um den Sprung eines Selbstmörders handeln konnte. Dem *Gefühl* des Cops nach lag allerdings ein Mord vor, er konnte bloß in dem Moment noch nicht erklären, wieso. Während er auf die Sirenen wartete, sah er zu der Balkonreihe an der Fassade des Hotels Trianon hinauf. Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß er hingehen und sich den Mann ansehen, sich vergewissern sollte, ob er wirklich tot war, ob die gebogenen Spitzen des schmiedeeisernen Zauns, die aus Hals, Brust und Unterleib des Mannes ragten, die lebenswichtigen Organe vielleicht doch verfehlt hatten. (S. 11)

Vor dem Hotel Trianon in Miami fällt ein Mann von Himmel und spießt sich auf den schmiedeisernen Zaun, der das Gebäude umgibt. Das ist ein Fall für Detective Iago Paz, genannt Jimmy, gebürtiger Kubaner.

Der Tote wird bald als Akran al-Muwalid identifiziert, ein sudanesischer Ölhändler, der angeblich in seiner Heimat in einer To-

desschwadron als Colonel gedient haben soll. Die Gerichtsmedizin stellt fest, dass ihm vor seinem Sturm vom Balkon seiner Hotelsuite eine schwere Kopfverletzung zugefügt wurde – Selbstmord kann daher ausgeschlossen werden.

> Paz wollte gerade in Richtung Balkon gehen, da sah er etwas im Spiegel und blieb stehen. Eine Frau befand sich im Zimmer. Sie kniete auf dem unechten Aubusson, die Hände an die Brust gedrückt, die starrenden Augen offen. Paz schritt in ihr Gesichtsfeld, doch die Frau schien ihn nicht zu bemerken. Er hörte, daß sie mit leiser Stimme vor sich hin murmelte. Betete sie? Er trat näher und bedeutete Morales, das Schlafzimmer zu überprüfen. (S. 15f)

In der Suite befindet sich eine Frau, die sich als Emmylou Dideroff vorstellt, Angehörige einer kleinen katholischen Sekte. Emmylou verlangt nachdrücklich, dass der Araber verhaftet werden soll, weil er ein Massenmörder sei – dass er vom Balkon gestürzt

ist, hat sie offenbar noch nicht mitbekommen.

Jimmy verhört Emmylou und kommt zu dem Schluss, dass sie an religiösem Wahn leidet.

> Sie sah ihn an. Er schaute ihr in die Augen und erlebte einen kleinen Schock. Es war, als habe er zwei vollkommen verschiedene Menschen vor sich: In dem einen Auge sah er die Eiszapfen eines kaltblütigen Mörders, in dem anderen das traurige blasse Himmelblau der Jungfrau Maria in einer Kapelle. (S. 23)

In der Suite findet sich die Pleuelstange eines Autos, auf der sich neben dem Blut des Opfers die Fingerabdrücke von Emmylou befinden. Sie kommt daher in Untersuchungshaft, wo sie sich vier leere Bücher und einen Stift erbittet, denn sie möchte ihre Lebensgeschichte aufschreiben. Die Narben an ihrem Körper stammen offenbar von einer grausamen Folter, weshalb sie allem Anschein nach viel zu erzählen hat.

Emmylou wird von der Psychologin Dr. Lorna Wise untersucht, die aber zu keinem

Befund gelangen kann, weil ihr die Patientin zu widersprüchlich erscheint.

> Lorna sieht die Frau an, als sie das sagt, und daher wird sie Augenzeugin, als etwas Bemerkenswertes geschieht. Die Person, mit der sie gesprochen hat, verschwindet und wird durch eine andere ersetzt. Die sanften blauen Augen werden eisig, sogar die Knochen des Gesichts ordnen sich neu und bilden etwas, was weniger als ein Mensch ist oder mehr. Lorna ist der Ausdruck „das Blut gefriert in den Adern“ geläufig, sie hat ihn aber bisher als bloße Redensart abgetan; dabei beschreibt er, wie sie feststellt, sehr gut, was sie gerade empfindet. (S. 175)

Emmylou hat etwas Unheimliches an sich. Jimmy ist geneigt, an Santería zu glauben, eine Form der Magie, die in seiner kubanischen Heimat immer noch geübt wird.

Das Totenfeld erweckt den Anschein, als träten übernatürliche Ereignisse auf. Tatsächlich ist für den Leser schon bald ersichtlich, dass Emmylou an Persönlichkeits-

spaltung leidet: Die eine Emmylou ist eine milde, fromme, harmlose, naive Frau; und die andere ist ein Racheengel, eine mordsgefährliche Furie. Offenbar wurde die Persönlichkeitsdissoziation durch die erlittene Folter im Sudan ausgelöst.

Das Schwanken zwischen natürlicher und übernatürlicher Deutung macht den Roman zu einer faszinierenden Lektüre. Leider ist er etwas zu lang geraten, weil es sich der Autor nicht nehmen lässt, die gesamte Lebensgeschichte von Emmylou in Form ihrer Erinnerungen aufzuschreiben.

Max Valier

Spiridion Illuxt
Die Fahrt ins All

Auf kühner Fahrt zum Mars

Neuausgabe der 1919 bzw. 1927 erschienenen Novellen

Max Valier (1895–1930)
Spiridion Illuxt (1919) + *Die Fahrt ins All* (1927)
DvR (PB 104 S./€ 12,50)
Lüneburg 2024
Genre: Science Fiction

Attentate wurden verübt, Einbrüche von schauervoller Kühnheit, Verbrechen, so grausam, scheußlich und schandbar, dass die Blätter weniger fragten, wie die Untat geschehen und wer es gewesen, als vielmehr, wie es überhaupt einen Menschen geben könne, der zu solch grauenvoller, viehisch roher Untat fähig sei.

In vielen Fällen, und zwar immer in den leichteren, menschlicheren, wurden die Täter gefasst und der Gerichtsbarkeit zugeführt.

Gerade die ärgsten, rohesten, unmenschlichsten Fälle aber blieben unaufgeklärt, als ob ein satanischer Dämon die Tat vollbracht hätte, den zu ergreifen die menschlichen, die irdischen Mittel nicht ausreichten.

Immer grässlichere, immer fabelhaftere Verbrechen häuften sich, doch wie sich auch die Polizei aller Erdteile bemühte, sie war mehr als machtlos.

Die Geheiminstitute entsandten ihre besten Detektive. Vergebens. Sie kamen entweder mit leeren Händen oder gar nicht mehr zurück.

Das alles war Spiridion Illuxt, ja noch mehr. (S. 15f, „Spiridion Illuxt“)

Der Mann, der sich Spiridion Illuxt nennt, ist nicht nur ein Universalgenie, sondern auch ein monströser Verbrecher. Als er von einem siebzehnjährigen Mädchen, das er begehrt, zurückgewiesen wird, schwört er, die gesamte Erde zu vernichten.

Sie haben es nicht gewollt! – Ich hatte es nur gut mit Ihnen gemeint und Sie über alles von Herzen geliebt.

Sie haben nicht gewollt!

Aber nicht an Ihnen räche ich mich. Sie werden sogar jeden Monat von unbekannter Hand einen Beutel echten funkelnden Goldes gesandt erhalten, hinreichend, alle Ihre Wünsche zu be-

friedigen, welche sie als junge Frau dereinst haben mögen.

Aber auch Sie werden mir nicht entrinnen, denn Sie wie alle Menschen auf Erden, ja die Erde selbst samt ihrem Monde, werden zugrunde gehen durch mich, so wahr ich dem Gotte trotze, der diesen Planeten erschaffen hat durch seine Allmacht und Güte, so werde ich Sie vernichten durch meiner Flache Bosheit.

Aufrauschten die Flügel des Riesenvogels zu ihrem Haupte, steil stieg er gegen die Sonne, dann entschwand er ihren Blicken. (S. 39)

Sein erster Plan ist, durch Gravitation den Mond so nahe an die Erde zu zwingen, dass dessen lockere Oberfläche auf die Erde herabregnet und diese völlig einhüllt.

Aber das genügt ihm nicht, da die Erde danach zwar unbewohnbar und menschenleer ist, aber noch weiter existiert.

Durch ungeheure Energien, durch das Wüten ultramolekularer Kräfte, angewandt auf die Molekeln eines besonders

zerfallsbereiten Elementes, jedes Atom selbst in die imponderablen Urkorpuskeln zu zerschellen, in die Ätherwirbel aufzulösen und diese in die gleichmäßige Flut des irreellen Weltäthers zerfließen zu lassen, sodass der Effekt der völligen Vernichtung möglichst nahe gleich kam.

Auflösung der chemischen Elemente also nicht in das reine, theoretische Nichts, sondern Auflösung ihrer gewichthaften Erscheinungsform als Materie in die imponderable des ätherischen Fluidums in eine unfassbare, unwägbare, mit keinen Sinnen oder Instrumenten irgendwie bemerk- oder nachweisbare, gleichsam imaginäre Existenz.

Das war das höchste erreichbare Maß der Vernichtung, der völligen Zerlösung in ultramaterielles Fluidum. – Nicht ein Zerspellen konnte das sein, wie bei den rasanten Sprengstoffen, bei allen sogenannten Explosionen, sondern eine neue transchemische Operation, von der man noch nicht einmal den Namen ahnen konnte.

Das allein Rache! – O süße, dämonendämmernde Rache, würdig seiner in der Erfindung ihrer Idee, würdiger noch seiner, ausgeführt durch tausendfachen Tod tropfende, unendliche Schauer lodernde Untat. (S. 46f)

Spiridion Illuxt hat ein Mittel gefunden, die Materie der Erde selbst aufzulösen. Ohne jede Hemmung begibt er sich in sein Weltraumfahrzeug und führt den Plan aus. Doch dieser misslingt, die Erde überlebt und der Wahnsinnige selbst muss sein Leben lassen.

„Seid Ihr bereit? – In 80 Sekunden starten wir!“

Zwei Stimmen gaben bejahende Antwort.

„Ihr wisst schon auswendig: 16 Sekunden erst nur mit 25 m Beschleunigung, bis wir aus der dicken Luft allmählich draußen sind. Dann Gashebel vor auf mittlere Rast, bis wir in 50 000 m über dem Meere die Geschwindigkeit von 2000 Sekundenmeter erreicht haben, 100 Sekunden nach dem Startmoment. Und dann, wenn sich die letzten

Schwaden der Luft verlieren, Vollgas auf allen Düsen, was das Zeug hält und das Herz ertragen kann, damit wir den Panzer der Erdschwere durchschlagen. – Ja, Kinder, wir müssen sogar mit hyperbolischer Schnelle die Strecke zum Mond bezwingen, um den Tag wieder einzubringen, den die Panne von gestern gekostet hat, sonst versäumen wir den Anschluss zum Mars, und die ganze mühsame Berechnung war umsonst. Statt in 49 parabolischen Stunden werden wir in 19 Stunden auf dem Mond anlangen. – Hailoh! noch 40 Sekunden. Habt ihr die Injektionsspritzen? Also rin ohne Zögern, damit das Lobelin Ingelheim noch 30 Sekunden Zeit hat, sich dem Blutkreislauf mitzuteilen. Und jetzt tief atmen und immer daran denken, nur daran, das Atmen nicht zu vergessen. – Zehn Sekunden noch. Mitzählen! Jetzt.“ (S. 66f, „Die Fahrt ins All“)

Der Ingenieur Edmund, seine Frau Inge und der Doktor unternehmen als Pioniere eine Weltraumreise. Ihr erstes Ziel ist der Mond, wo sie die nötigen Materialen zur Weiter-

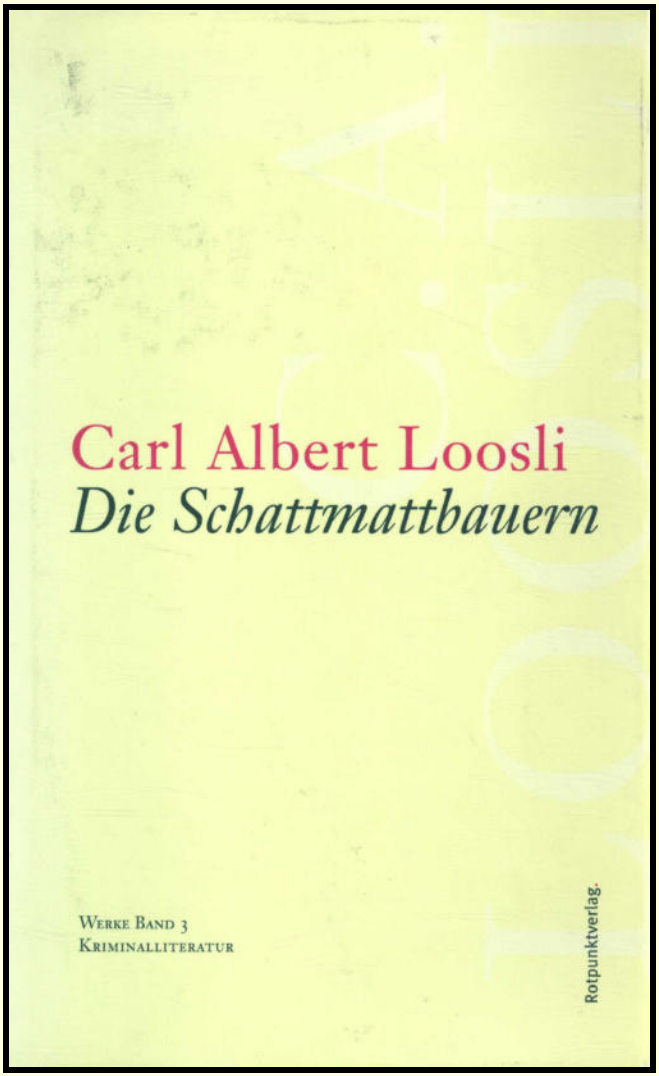
fahrt aufnehmen wollen. Doch eine Begegnung mit zwei Kometen zwingt sie, den Kurs zu ändern, so dass sie den Mars nicht erreichen, sondern ihn nur in einer weiten Schleife umkreisen, bevor sie zur Erde zurückkehren.

Spiridion Illuxt ist ein Kuriosum in der Geschichte der Science Fiction, ein Roman, so bizarr phantastisch wie er nur sein kann. Die Handlung und die Zeichnung der Hauptfigur sind sehr naiv gehalten, aber die geradezu expressionistisch zu nennende, künstliche Sprache der Novelle macht sie dennoch zu einer interessanten Lektüre.

Die Fahrt ins All ist demgegenüber ein typischer Science Fiction Roman der Frühzeit dieses Genres, in dem es dem Autor vor allem darum geht, die technische Seite einer Weltraumreise anhand einer spannenden Handlung aufzuzeigen.

Mit diesen beiden Kurzromanen ist es Dieter von Reeken wieder einmal gelungen, zwei ausgesprochene Raritäten aus der Frühzeit der Science Fiction auszugraben und sie dem heutigen Publikum vorzustellen.

Max Valier war ein österreichischer Astronom, bekannt mit Hermann Oberth und Anhänger von Hanns Hörbigers Welteislehre. Kurioserweise kam er ähnlich wie sein Spiridion Illuxt bei einem Experiment mit einem Raketenmotor ums Leben.


Carl Albert Loosli
Die Schattmattbauern
Werke Band 3
Kriminalliteratur
Rotpunktverlag.

*Loosli, Carl A.: Schattmattbauern

Carl Albert Loosli [1877–1959]
Werke Band 3: Die Schattmattbauern
(1932)
Rotpunktverlag (HC 424 S./€ 27,00)
Zürich 2006
Genre: Kriminaldrama

Das Jahr 1893 war eines derjenigen, von denen die alten Bauern noch ihren Enkeln erzählen werden, eines von jenen, die man nicht so rasch vergißt. Am 7. Mai, am Maisonntag also, hatte es noch recht tüchtig geregnet. Aber von diesem Tage an heiterte das Wetter nicht nur zusehends auf, sondern es setzte eine Hitze ein, die für Jahreszeit und Gegend gleich ungewohnt war. Soweit war alles recht, zieht doch der Bauer die heißen Jahre den kalten vor. Aber als es nun vierzehn Tage unerbittlich gebrannt hatte und immer noch kein Regen fiel, da meinten die Habliger untereinander, nun wäre es bald an der Zeit, wieder einmal gehörig zu gießen; das Gras gehe eher zurück, und wenn es noch lange

so andaure, dann sei heuer bald geheuet. Eine Woche darauf war noch kein Regen gefallen, sogar der Morgentau blieb aus; die Sonne aber sengte erbarmungslos hernieder. Der Heuet war beinahe beendet; man hatte das Heugras schneiden müssen, solange überhaupt noch welches vorhanden und nicht alles ganz welk geworden war. Es gab übrigens wenig genug, kaum ein Drittel des gewohnten Ertrages. Freilich duftete es wie noch nie, aber mit dem bloßen Duft ist im Winter das Vieh doch nicht gefüttert. Noch eine Woche später begann es mit dem Grünfutter zu hapern. Die Gesichter der Bauern wurden zusehends länger; allein Regen fiel immer noch keiner. Glücklicherweise für die Habliger Bauern waren die etwas sumpfigen Schachenmatten im Moosboden, der Emme entlang, da. An diese konnte man sich vorläufig noch halten, vorausgesetzt, daß bald einmal Regen fiele; denn schon jetzt waren Dorf- und Sägebach sozusagen abgestanden und der Wasserstand der Emme so tief, daß

ein zehnjähriger Bube wohl darüberzusetzen vermocht hätte. (S. 29f)

Das Dorf Hablingen liegt im Unteremmental. Hier herrscht im Sommer 1893 eine derartige Dürre, dass Frucht und Vieh einzugehen drohen. Nur in den sumpfigen Schachenmatten im Moosboden hält sich noch etwas Feuchtigkeit.

Hier liegt der Schattmatt-Hof des tüchtigen Bauern Fritz Grädel, der die brave Bethli, die einzige Tochter des früheren Hofbesitzers Andreas Rosti geheiratet hat. Allerdings hat sich der alte Rees, wie er genannt wird, bei der Übergabe an seinen Schwiegersohn ausbedungen, auf dem Hof bleiben zu dürfen und bei allen Entscheidungen mitwirken zu können.

Der kleingewachsene Rees war früher ein ausgezeichneter Pferdekenner und tüchtiger Bauer, aber jetzt ist er alt und krank und leidet an ungeheuren Schmerzen; es ist abzusehen, dass er nicht mehr lange zu leben hat. Ein verträglicher Charakter war er noch nie, aber zur Zeit schikaniert er seinen Schwiegersohn auf geradezu ungeheure Weise, indem er mutwillig

Sachen beschädigt und zerstört, die für den Hof wichtig sind; allerdings weiß er das so geschickt anzustellen, dass man ihm nichts nachweisen kann.

Hier hört anlässlich eines Dorffestes der Gemeindepräsident Hugo Brand, Anwalt von Beruf, mit, wie Fritz seinem Freund seinem Freund Andreas Christen sein Leid klagt.

> „Du hast gut krähen; du mußt nicht dabei sein! Aber schau, der verfluchte Hund hat den lötigen Teufel im Leib; ‘s ist nicht mehr zum Aushalten. Im Anfang meinte ich, ich wolle mich stille halten und ducken, alles vermeiden, was zu offenem Streit führen könnte. Meiner Frau zulieb; denn sie kann ja nichts dafür, daß sie einen solchen Halunken zum Alten hat. Aber es geht in Gottes Namen nicht, trotzdem schon die Mannen bei ihm vorgesprochen und ihm erklärt haben, was er zu gewärtigen habe, wenn er nicht aufhöre. Eine Zeitlang mäßigte er sich, jetzt ist wieder der Teufel los.

Am Ende bin ich der Bauer und muß zum Rechten sehen, aber mein Schweigen macht ihn nur um so dreister. Und nun das mit dem Roß, das schlägt dem Faß den Boden aus. Als ich's bemerkte, war mir sofort klar, daß das wieder einer seiner Lausbubenstreiche sei. Er hätte gar nicht nötig gehabt, dabeizustehen und zu sticheln; ich hätte auch ohnehin gewußt, was die Uhr geschlagen hat, als ich es aus dem Stall nahm und es so erbärmlich hinkte und nur ganz spitz auf den rechten Hinterfuß auftrat. Denn, das weißt du selber so gut wie ich, ob ein Roß, das man am Abend zuvor gesund und recht, kaum ermüdet in den Stall stellt, am Morgen in solcher Weise lahmt, wenn ihm nichts Ungerades angetan wurde. Der Lumpenkerl weiß, wie ich an meinem Dienstpferd hange; er wußte wohl, wie er mich am empfindlichsten kränken könne, der schlechte Hund!

Schau, ich hätte ihn auf der Stelle erschlagen können, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht an Bethli und die Kinder gedacht hätte.

> Aber das sag' ich dir, Reesli, das hat der Alte keinem Toten angetan, hol mich der Teufel, ich schlag' ihn noch einmal tot, den verdammten Schweinehund!" (S. 36f)

Dass Fritz ernsthaft plant, seinen Schwiegervater tot zu schlagen, glaubt der Fürsprech nicht wirklich, weil er den frommen Charakter des Bauern zu gut kennt.

Gerade während des Dorffestes kommt der erlösende Regen. Auch das Dragonerross Bella von Fritz wird geheilt: Der Tierarzt Wegmüller entdeckt nämlich, dass ihm eine kaum sichtbare Stecknadel in den Huf getrieben wurde – ein ganz vermaledeiter Streich des Alten. Vorsichtshalber will Wegmüller dem Fritz die Ursache des Lahmens verschweigen, sondern ihm nur sagen, das Ross würde bald wieder gesund werden.

Doch dazu kommt er nicht mehr, denn er macht im Garten des Hofs eine grausige Entdeckung, von der er zuerst dem Präsidenten berichtet.

[…] Der erste Blick meldete mir, daß der Mann, der da lag, kein anderer war als der alte Schattmattbauer, der Rösti-Andreas, und ein zweiter Blick überzeugte mich, daß er mausetot war. Am Hinterkopf wies er eine entsetzliche Schlag- oder Schußwunde auf; der Schädel war vollständig zertrümmert. […] (S. 48)

Der Schwiegervater liegt tot im Garten, in seinem besten Sonntagsgewand, mit zerstörtem Hinterkopf.

Die beiden Freunde blieben allein zurück. Beide schwiegen, sinnend und fast ein wenig verlegen, bis endlich der Tierarzt das Schweigen brach. „Was denkst du von der Geschichte?“ frag er.

Der Präsident, nach einiger Überlegung, erklärte: „Eigentlich gar nichts! Wenigstens nichts Bestimmtes. Dennoch weiß ich, was dich drückt und was mir auch den ganzen Morgen nicht aus dem Sinn gekommen ist: das Gespräch Grädels mit dem jungen Christen, das wir gestern abend belauschten. Ich ha-

> be mir nun die Sache nach allen Seiten hin überlegt und komme zum Schluß, daß wir es, vorläufig wenigstens, als nicht gehört behandeln und die Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung abwarten müssen. Geben wir nämlich unser Wissen von vornherein preis, so ist der Untersuchungsrichter nicht mehr ganz unbefangen; wir hetzen ihn damit gewissermaßen auf eine Fährte, sprechen einen Verdacht aus. Dann aber ist hundert gegen eins zu wetten, daß er jene ausschließlich oder doch vornehmlich verfolgen und im Untersuchungsverfahren Tatsachen übersehen oder leichthin behandeln wird, die anders dazu dienen könnten, den wahren Tatbestand abzuklären. […] (S. 64f)

Präsident und Tierarzt melden den Vorfall, der sich in der Nacht des Dorffestes zugetragen haben muss, der örtlichen Polizei, wollen aber vorerst das belauschte Gespräch zwischen Fritz und seinem Freund für sich behalten, um den jungen Bauern nicht gleich in einem ungünstigen Licht

darzustellen, sind sie doch überzeugt, dass er unschuldig sein muss.

Doch es finden sich unglücklicherweise eine Reihe von Beweisen gegen Fritz: Hinter dem Zaun liegt seine Vorderladerpistole, aus der ganz offensichtlich geschossen wurde; im Stall finden sich in einer Flasche, die Fritz gehört, Rehposten; und im Garten sind Abdrücke von seinen Schuhen.

Fritz kann sich nicht erklären, wie diese Dinge zustande kamen. Seine Frau sagt aus, sie habe mitten in der Nacht einen Schuss gehört und ihren Mann aufgeweckt, der jedoch nicht an einen Schuss glaubte und gleich weiterschlief. Christian, der Bruder des Schwiegervaters, der mit auf dem Hof lebt, will keinen Schuss gehört haben; und auch der Hund hat nicht angeschlagen.

Und noch etwas Seltsames wird im Garten gefunden, nämlich eine Schnur und ein Dörrfleischhaken.

> Durch das Bäumchen herab baumelte eine ungefähr ein Meter und zwanzig Zentimeter lange Schnur, von der gleichen Beschaffenheit wie die auf der Leiche gefundene. Das eine Schnurende

war an einem Hauptast des jungen Bäumchens befestigt, am andern Ende war ein eiserner, S-förmiger Dörrfleischhaken angeknotet, dessen unterer Teil gewaltsam ausgebogen war. (S. 78)

Die Magd Anna Grüttler gibt ein Gespräch zu Protokoll, das sie zwischen dem Bauern und seinem Schwiegervater gehört hat.

„Hör einmal, Rees“, habe er gesagt, „wenn du nicht der Vater meiner Frau und ein alter Krauterer wärest, so prügelte ich dich mit dem Ochsenziemer, daß dir das Liegen acht Tage lang weh täte. Aber einmal ist’s genug; ich rate dir jetzt im Guten, dein Maul zu halten, bevor noch etwas Ungutes geschieht!“

Darauf habe der Alte erwidert:

„Weißt du, du verfluchter Rösseler, du Lumpenhund, ich richte dir noch eine Suppe an, an der du deiner Lebtag zu löffeln haben wirst!“

„Laß es jetzt gut sein, Rees“, habe Fritz erwidert; „es ist jetzt gerade genug gegangen!“

Worauf der Alte gekeift habe:

„Einmal die zwanzigtausend von der Lebensversicherung kriegst du nicht; die habe ich schon dem Christian verschrieben!“

Der Meister habe geantwortet:

„Und ich gäbe jetzt bald gern noch weitere zwanzigtausend aus meinem Sack, wenn ich dich nur nie mehr hören und sehen müßte!“

Nun habe der Alte gehöhnt:

„Du könntest dich noch verrechnen, du Fötzel! Dich bringe ich noch hinter Schloß und Riegel, zähl nur darauf, du Roßhändeler!“ (S. 90)

Daraus ist zu entnehmen, dass der Alte eine hohe Lebensversicherung zugunsten seines Bruders abgeschlossen hat und dass er zudem plant, seinen Schwiegersohn ins Gefängnis zu bringen.

Dieser Plan erfüllt sich auch. Nach einer langen Untersuchungshaft findet ein Schwurgerichtsprozess statt, der Fritz schließlich dank der geschickten Verteidigung durch den Präsidenten frei spricht –

jedoch nicht wegen erwiesener Unschuld, sondern aus Mangel an Beweisen.

Fritz ist im Gefängnis ein Anderer geworden: Statt des tatkräftigen Bauern und Dragoners hat seine Frau nun einen schwer depressiven Mann im Haus. Am Ende muss er in eine Nervenheilanstalt eingewiesen werden, wo er bald stirbt. Bethlis Brüder kümmern sich um ihre Schwester und deren Hof, bis ihr Sohn erwachsen ist und übernehmen kann.

Ein weiterer langer Abschnitt erzählt die Vorgeschichte des Geschehens: Rees war in seiner Jugend der beste Pferdekenner und Reiter, wurde aber wegen seiner kleinen Gestalt fälschlicherweise nicht bei den Dragonern aufgenommen, was in dem ohnehin rachsüchtigen Menschen einen lebenslangen Hass gegen alle Dragoner erzeugte. Seine einzige Jugendliebe wies ihn ab und heiratete ausgerechnet einen Dragoner; und der Sohn aus dieser Ehe, Fritz, musste durch einen bösen Zufall sein Schwiegersohn werden, nachdem er seine Frau, die er notgedrungen eines Erben wegen geheiratet hatte, bei der Geburt seiner Tochter verloren hatte. Anfangs schluckte der Alte sei-

nen Groll hinunter, aber nachdem er von immer stärkeren Schmerzen gequält wurde, gewann die Bosheit in ihm die Überhand.

Schließlich kommt ein Brief aus Südamerika von Onkel Christian, der dort reich gestorben ist: Er wusste, dass sein Bruder Selbstmord begangen und einen Mord vorgetäuscht hatte, um Fritz ins Gefängnis zu bringen, musste aber schweigen, weil er das zuvor nichtsahnend seinem Bruder versprochen hatte. Er erklärt auch, dass die Schnur und der an einem Ast befestigte Dörrfleischhaken dazu dienten, die Pistole nach dem Schuss vom Opfer weg über einen Zaun zu schleudern und so einen Mord vorzutäsuchen. Als Sühne vererbt der Onkel sein großes Vermögen an Bethli und ihre Kinder.

Die Schattmattbauern zeichnet sich durch eine minutiöse und sachliche Beschreibung aller Vorgänge aus, dargestellt in einem gestochenen Stil. Vor allem den psychischen Niedergang von Fritz schildert der Roman exakt und ausführlich: Offenbar war es dem Autor ein großes Anliegen, aufzuzeigen, wie ein Unschuldiger durch die Justiz zermürbt wird.

Der Prozess selbst ist bis ins kleine Detail dargelegt, wozu Loosli prädestiniert war, weil er viele Jahre als Gerichtsberichterstatter, Übersetzer und Geschworener tätig war.

Das Buch enthält außer dem Roman noch drei Kriminalkurzgeschichten: „Die Geisterphotographie. Eine Detektivgeschichte nach Conan Doyle“; „Der verlassene Stuhl“; „Zweierlei Kaliber“ (Fragment).

David Williams
Die unheilige Schrift
Ein Mark-Treasure-Roman
Deutsche Erstausgabe
Ullstein Krimi

*Williams, David: Unheilige Schrift

David Williams [Stuart David Williams, 1926–2003]
Mark Treasure 1: Die unheilige Schrift (Unholy Writ, 1976)
Ullstein 10 499 (TB 190 S./DM 8,80)
Frankfurt/M Berlin 1988
Aus dem Englischen von Gisela Bloch
Genre: Krimi

den 19ten October 1644

Mein süßes und geliebtes Weib!

Ich bethe zu allen dingen, die mir heilig sind, daß Du und unser söhn, mein kosthbarer Erbe, in Sicherheit diese fluchbeladene Insel verlassen habt, bevor mein Wort Euch erreicht hatt. Sollte Dich bißlang ein Verhängniß daran gehindert haben, eilet Euch, meine Lieben, oder wir sind allesamt dem Verderben preißgegeben. Befolge den Rath Deines weisen Vaters über den besten Weg zur Küste. Sollte Norfolk versperrt sein - meine Kenntniß der Wege hält mit den Ereignissen nit mehr Schritt – sollte Norfolk also versperrt sein, wird Dich

der Mann Rorke, der Dir diesen Brief überbringt, sicher nach Wales und von dort in seine Heimat, das catholische Irland geleiten. (S. 5)

Im Jahr 1644 tobt in England der Bürgerkrieg. Der Baronet James Moonlight – offenbar aus uraltem normannischem Adel, denn sein Name wurde aus Moneleet anglisiert – kämpft auf Seiten des Königs und rät seiner Frau in einem Brief, den Stammsitz Mitchell Hall in Mitchell Stoke zu verlassen und Zuflucht in Irland zu suchen.

Ich habe diesen Tag ohne Mitwissen einer lebendigen Seele an geheimen, sicheren Platz die Juwelen verbracht, die Du in der Eile unseres traurigen Abschiednehmens vergessen hast; dabey andere werthvolle Dinge, soweit ich sie ohne Anstrengung in die Kammer unter dem Grab verbringen konnte, Geschmeide, etwas Silber, die goldenen Teller und – aus einem bloßen Gefühl heraus – das Manuscript jenes Will. Shake-Speare Stückes in Arden Forest, das mein theurer Vater so hoch preisete,

wenn gleich es nur wenig Werth besitzt. Indeß hat diese Handschrift nun schon so lange unsere zeitläufte überdauert, daß es mir nur billig erscheint, sie jenem boden anzuvertrauen, auf dem alles begonnen hat.

Das vom Keller des Pavillons ausgehende und zu jener Stelle führende Gewölbe ist verschlossen und versperrt mittels Erde und Steinen, die zu diesem Behufe bereit gelegt wurden, als seinerzeit das Grab fertiggestellt worden ist. Wir, Du und ich, werden dort keine Messen mehr hören, noch braucht unser guter Vater Connell jenen Schutz, um in seine versunkene Kapelle zu gelangen: Vor sechs Wochen ist er sicher nach Frankreich entkommen. (S. 5f)

Sir James schreibt weiter, dass er seine wertvollsten Schätze – darunter ein Manuskript aus William Shakespeares eigener Hand – in einem unterirdischen, mit Erde verschütteten Gewölbe versteckt hat. Er konnte dieses Gut wohl nicht mehr bergen, denn er starb bald darauf im Krieg.

Dass aus diesem Brief zitiert werden kann, zeigt, dass er noch existiert. Und sollte ihn jemand gefunden haben, so darf man annehmen, dass er sich auf Schatzsuche begeben wird. Allerdings existiert das alte Herrenhaus, ein früheres Kloster, nicht mehr, ebenso wenig wie der Pavillon, der den Zugang zu dem Gewölbe birgt. Das neue Mitchell Hall ist ein ganzes Stück abseits gebaut worden, und die Stelle, wo das Kloster stand, ist jetzt der älteste Teil des Friedhofs der Kirche St. John.

Hier ist gerade der Gärtner Horace Worple zugange, im Auftrag des wunderlichen Pfarrers Timothy Trapp ein Grab für die alte Jungfer Margaret Edwards auszuheben, die offenbar auf dem Friedhof einem Herzanfall erlegen ist.

Der jetzige Eigentümer des neuen Herrenhauses heißt Sir Arthur Moonlight. Er war eben gezwungen, aufgrund seiner hohen Schulden Mitchell Hall an den dubiosen Geschäftsmann George Scarbuck zu verkaufen und mit seiner Frau Elisabeth in das danebenliegende Witwenhaus zu ziehen. Scarbuck hat nichts Besseres zu tun, als illegal Filipinos einfliegen und unter Aufsicht

des Antiquars Eustace Dankton einen Swimmingpool ausheben zu lassen, just an der Stelle, an der zuvor eine Orangerie stand.

Auch wenn Sir Arthur nicht das Mindeste ahnt, so ist dem Leser doch bereits klar geworden, dass dieser Dankton den Brief von Sir James gefunden haben muss und dass Scarbuck nun fälschlicherweise glaubt, die Lage des Gewölbes wäre unter der Orangerie. Aber einerseits kommt bei den Grabungen nichts zutage, und andererseits berichtet Pfarrer Trapp, dass der Totengräber behauptet, in sieben Fuß Tiefe auf Felsen gestoßen zu sein. Das lässt Scarbuck aufhorchen, und man muss schließen, dass er sich sicher ist, dass der Totengräber in dieser felsenarmen Gegend auf das Gewölbe gestoßen sein muss.

Unterdessen hat Sir Arthur seinen Cousin Mark Treasure, Stellverstretender Vorsitzender von Grenwood, Phipps und Co., einer Sozietät von Privatbankiers, eingeladen, um nach Möglichkeiten zu suchen, sein Herrenhaus von dem ihm unerträglich scheinenden Scarbuck zurückzukaufen, was insofern schwierig ist, als er den Kaufpreis

bereits zur Tilgung seiner Schulden verwendet hat. Zufälligerweise nimmt Treasure eine Anhalterin mit, die Doktorandin Thelma Goodbody, die der festen Ansicht ist, dass im Park des ursprünglichen Herrenhauses Mitchell Hall Shakespeares Stück „Wie es euch gefällt“ uraufgeführt wurde.

„Und was hat Mitchell Stoke nun mit Ihrer Arbeit zu tun?“ warf Treasure rasch ein.

„Die Frage ist gut. Vermutlich wurde dort *Wie es euch gefällt aufgeführt*, ich nehme es wenigstens an. Sicher kam es in Wilton auf die Bühne, möglicherweise sogar noch vor London. Niemand kennt die genauen Daten. Ein Quarto ist nie gedruckt worden, und in Stationer's Hall wurde es auch nicht ordentlich eingetragen. Da war ich nämlich gestern.“ Und als müßte sie ihren Fleiß unter Beweis stellen, setzte sie noch hinzu: „Und auch im Britischen Museum.“ Langsam geriet Miss Goodbody in Fahrt. „Man nimmt an, daß Shakespeare das Stück 1599 schrieb. Natürlich ist es irre gut für eine Aufführung im Freien ge-

> eignet, mit Obstgärten und Wäldern und all so was. Er könnte es eigens geschrieben haben, um es in den Parks der Reichen hier herum zu spielen, meinen Sie nicht auch?“ fügte sie unsicher hinzu. (S. 28)

Wenn das Stück tatsächlich in Mitchell Hall uraufgeführt wurde und das Manuskript noch existiert, dann hat es einen unvorstellbar hohen literarischen und materiellen Wert, denn die Shakespeares Dramen pflegten sich von Aufführung zu Aufführung zu verändern, so dass die Urversion nicht identisch mit der überlieferten Fassung ist. Und der wahre Eigentümer wäre Sir Arthur – wenn er denn von der Existenz des Schatzes wüsste.

Treasure bringt bald in Erfahrung, dass Scarbuck nicht nur eine nationalistische Bewegung mit dem Namen „Forward Britain“ gegründet hat, die ihre Treffen im Herrenhaus abhalten soll, sondern gleichzeitig eine Firma namens „Forward Britain Enterprises Limited“ ins Leben gerufen hat, die sein persönliches Eigentum ist. Und wie es scheint, macht Scarbuck mit dieser Kon-

struktion dubiose Geschäfte zum Vorteil seiner Baufirma, worunter auch der Kauf von Mitchell Hall fallen könnte, so dass sich hier ein Hebel ergeben könnte, den man auf Scarbuck ansetzen könnte.

Doch bald plagen die Anwesen andere Sorgen, denn der Gärtner und Behelfs-Totengräber Mr. Worple wird tot aufgefunden. Constable Humble informiert alle Beteiligten, oder sollte man sagen, Verdächtigen.

> „Also gut“, meinte Humble. Alle Zurückhaltung war verflogen und machte einer jungenhaften Erregung Platz. „Mr. Worple wurde heute mittag tot in einem brennenden Bootshaus gleich unter Old-Windsor aufgefunden. Sein Rückgrat war gebrochen, und es ist anzunehmen, daß seine Brust Wunden von Messerstichen aufweist.“ Humble hielt inne, um tief Luft zu holen, damit seine düstere Nachricht auch den richtigen Effekt hatte. „Vermutlich ist an der Sache etwas faul.“ Nachdem er diese unheilvolle Nachricht verkündet hatte, biß sich der junge Polizist auf die Unter-

> lippe. „Und ich komme in schreckliche Ungelegenheiten, wenn Sie das irgend jemandem weitersagen, Vikar.“ (S. 61)

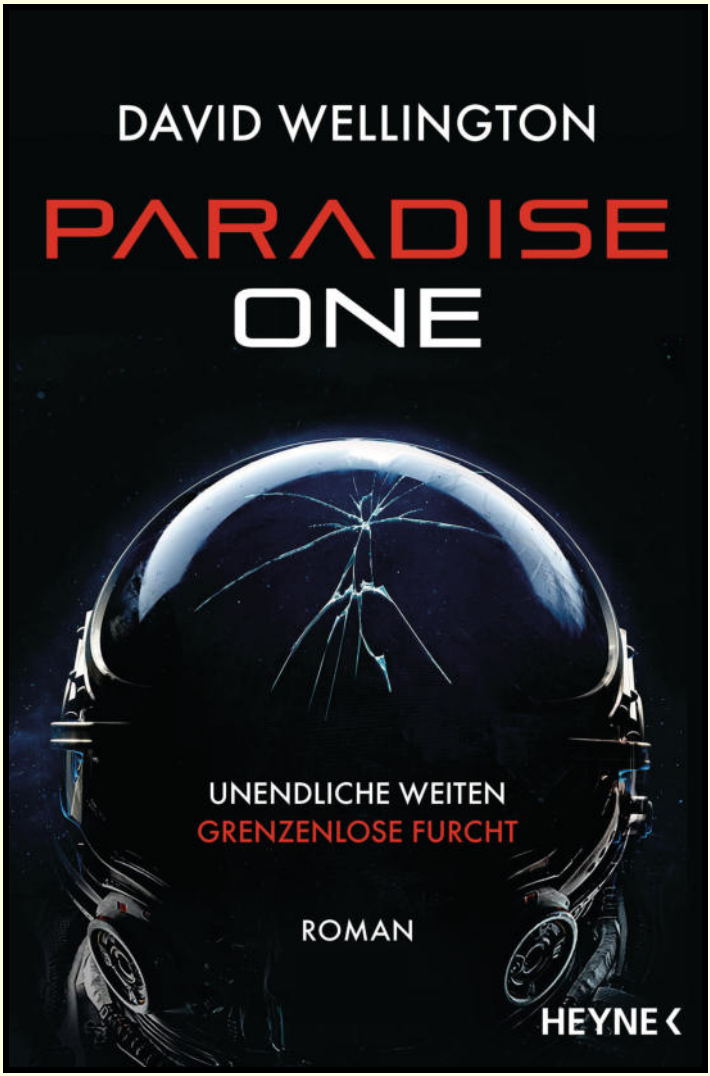
Worple wurde in einem brennenden Bootshaus gefunden, das allerdings noch so rechtzeitig gelöscht werden konnte, dass die Leiche unversehrt bliebt. Der Totengräber ist an gebrochenem Rückgrat gestorben, aber irgendein unvernünftiger Mensch muss ihm noch nach seinem Tod eine große Zahl von Messerstichen versetzt haben, was eine durchaus bizarre Tat darstellt.

Es tritt auf Chief Inspector Colin Bantree, ein kluger Mann, der den geheimnisvollen Fall sicher nicht ohne die Hilfe des Amateurdektektivs Mark Treasure gelöst hätte.

Die unheilige Schrift ist der erste Roman in der Reihe um den Bankier Mark Treasure und weist bereits alle Merkmale auf, die diese Romane so lesenswert macht: David Williams informiert uns ausführlich über die geschichtlichen, literarischen, architektonischen und politischen Hintergründe, über die er sich akribisch kundig gemacht haben muss. Dabei gelingt es ihm erstaunlicherweise, diese Informationen so ge-

schickt in die Handlung einzubetten, dass man sie mit dem größten Genuss liest. Der gestochene, ironische Stil des Autors trägt einen wesentlichen Teil zum Lesegenuss bei; der kriminalistische Aspekt des Romans ist komplex und faszinierend, wenn auch der Leser aufgrund der Andeutungen des Autors schon viel früher als die Figuren das dahinterliegende Geheimnis erraten kann. Und das Ende ist wunderbar ausgewogen, so dass alle Schurken bestraft und alle Braven belohnt werden.

Allerdings fällt im Gegensatz zu den späteren Romanen auf, dass das vorliegende Werk eine gewissen Anstrich des Klamauks hat: Der gute Pfarrer ist als ausgebildeter Militär-Einzelkämpfer nicht wirklich glaubwürdig; und der schurkische Unternehmer ist stark überzeichnet. David Williams scheint aber im Lauf der Romans zu dem Entschluss gekommen zu sein, weniger auf Humor als mehr auf Ironie zu setzen und gleicht das Werk im Lauf der Handlung an die Folgeromane an.


DAVID WELLINGTON
PARADISE
ONE
UNENDLICHE WEITEN
GRENZENLOSE FURCHT
ROMAN
HEYNE

David Wellington [1971–]

***Alexandra Petrowa 1: Paradise One (Paradise-1*, 2023)**

Heyne 32 320 (PB 846 S./€ 18,00)

München 2024

Aus dem Englischen von Jürgen Langowski

Genre: Science Fiction

„Ich habe einen neuen Auftrag für Sie“, fuhr Direktorin Lang fort. „Einen Auftrag, der Sie eine Weile woanders beschäftigen wird, wo ich Sie nicht sehen muss.“

„Darf ich fragen, worum es geht?“

„Ich schicke Sie zu Ihrer Mutter, damit Sie sich vergewissern können, wie es ihr in ihrem neuen Leben geht.“

Petrowa meinte nicht richtig zu verstehen. „Zu meiner Mutter? Ich soll… was? Meine Mutter besuchen?“ Sie schüttelte den Kopf. *Was für ein Unsinn.* „Sie ist doch im Ruhestand. Sie ist auf eine neue Koloniewelt gegangen. Nach Paradise-i“, erklärte sie. „Der Planet ist hundert Lichtjahre entfernt, und … oh.“

Endlich verstand sie es. Die Reise nach Paradise-i würde Monate dauern. Genug Zeit, damit Lang aufräumen und Ekaterinas alte Freunde aus den Büros entfernen konnte.

„Abgesehen davon, Sie zu ärgern, hat diese Reise tatsächlich einen tieferen Sinn, Lieutenant. Auf Paradise-i muss dringend eine Sicherheitsanalyse durchgeführt werden. Eine Lieutenant-Inspektorin muss dorthin reisen und sich vergewissern, dass die Kolonie wohlauf und produktiv ist. Und Sie sind genau die Richtige für den Job."

„Ja, Madam", bestätigte Petrowa, weil es sonst nichts zu sagen gab. (S. 35)

Lieutenant Alexandra Petrowa von der Brandwache auf Ganymed hat sich bei ihrem letzten Auftrag nicht gerade mit Ruhm bekleckert. Deshalb wird sie von ihrer Vorgesetzten, der Direktorin Lang, auf eine besondere Mission geschickt: Sie soll auf der Kolonie Paradise-1, die jegliche Kommunikation abgebrochen hat, nach dem Rechten sehen. Der Captain des Raumschiffs „Artemis" wird ihr alter Schulfreund Sam Parker,

und das dritte Besatzungsmitglied ist Doktor Zhang Lai, offenbar ein gefürchteter Krimineller, der aus einem unbekannten Grund gebraucht wird. Das Schiff wird von der KI Aceaton gesteuert, und der Roboter Rapscallion wird per Fernübertragung auf die Artemis geschickt, wo er sich einen neuen Körper drucken lässt.

Obwohl der Stern Paradise hundert Lichtjahre entfernt ist, erreicht ihn das Raumschiff nach nur neunundachtzig Tagen, weil es in einem selbstgenerierten Wurmloch reist. Für Menschen ist das allerdings nicht zuträglich, weshalb die Besatzung in den Kälteschlaf versetzt wird.

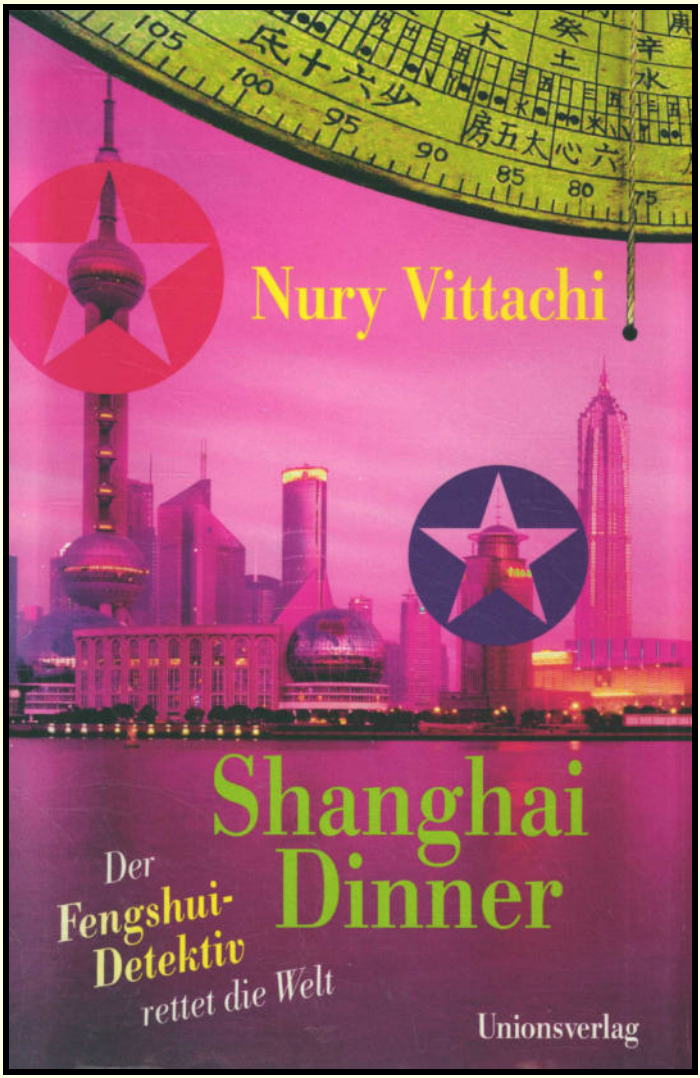
Am Ziel wird Alexandra unsanft geweckt.

> Doch nach wenigen Schritten prallte etwas Hartes so fest gegen die Artemis, dass das ganze Raumschiff dröhnte wie eine Glocke. Überall schlugen Alarmsignale an und in allen Korridoren flackerten Warnlichter.
>
> Rapscallion hielt sich an einer Wand fest. Der Aufprall hätte ihn fast umgeworfen.

„Actaeon!“, rief er. „Verdammt, was ist hier los?“ (S. 70f)

Man stellt fest, dass am Ziel, dem Planeten Paradise-1, ein Kolonistenschiff namens Persephone auf sie gewartet hat, das jetzt durch das Abschießen von Frachtcontainern versucht, die Artemis zu zerstören. Irgendjemand scheint auch die Schiffs-KI manipuliert zu haben, denn sie befindet sich in einem nicht enden wollenden Reboot-Zyklus. Die einzige Waffe an Bord, mit der man sich wehren könnte, ist ein medizinischer Laser.

Paradise One ist ein dramatischer, lesenswerter Science-Fiction-Roman, der allerdings ein wenig zu umfangreich geraten ist.


Nury Vittachi
Shanghai Dinner
Der Fengshui-Detektiv rettet die Welt
Unionsverlag

Nury Vittachi [1958–]

***Fengshui-Detektiv 4: Shanghai Dinner. Der Fengshui-Detektiv rettet die Welt (The Shanghai Union of Industrial Mystics,* 2006)**
Unionsverlag (HC 318 S./€ 19,90)
Zürich 2007, 2. Auflage
Aus dem Englischen von Ursula Ballin
Genre: Krimi

Einer der oft abgebildeten Shanghaier Wolkenkratzer sah aus wie eine Stahlzange, die einen Ballon hielt. Andere waren kugelförmig, und einer glich einem Ball am Stiel: ein absurdes, gigantisches kantonesisches Fischbällchen, in dem Leute herumwuselten. Das Park Hotel wirkte, als hätte jemand eine Kopie des Empire State Building gebaut und dann darauf herumgetrampelt und die Stockwerke zusammengedrückt. Nicht weit davon stand das Radisson, ein hoher weißer Turm, auf dem anscheinend ein riesiges UFO aus einem Science-Fiction-Streifen der Fünfzigerjahre gelandet war. Zwei dünne Seile hingen von Dachverstrebungen herab,

als ob die Außerirdischen gerade angeln würden.

Ebenso abartig wie die Architektur erschien ihr die hiesige Kultur. Täglich entdeckte sie Neues, Seltsames und total Unglaubliches. War die Menschheit wirklich reif für den Fischleder-Anzug aus Heilongjiang-Lachs von Hezhenin? Oder für die englischen Schildchen in manchen Taxis: „Keine Betrunkenen und Psychopathen ohne Wärter“? Sollte es Läden echt erlaubt sein, getrocknete Schweineschnauzen auszustellen? Die wollte doch wohl keiner sehen, geschweige denn verzehren! Und als sie Shanghaier Bekannten erzählte, dass sie kein Fleisch mehr aß, meinten diese argwöhnisch, Vegetarismus sei ein Kult, der traditionell mit Gewalt, Gangstertum und Unterwelt zusammenhinge. China war dermaßen anders als … na ja, die *ganze Welt,* dass Joyce sich bedroht und ausgesetzt fühlte. Je weniger sie ihr neues Domizil begriff“, desto stärker hatte sie den Eindruck, dass unter ihren Füßen Risse und Spalten klafften. (S. 9)

Der berühmte Fengshui-Meister C. F. Wong, siebenundfünfzig Jahre alt, ist von Singapur nach Shanghai umgezogen, in Begleitung seiner naiven australischen Assistentin Joyce McQuinnie, neunzehn, und seiner treuen, wenn auch bissigen Sekretärin Winnie Lim. Zum Glück trägt die Kosten Wongs Arbeitgeber, der multinationale Immobilienkonzern East Trade Industries GmbH.

Joyce kann nicht aufhören zu staunen über die Andersartigkeit der Shanghaier Lebensart. Wong dagegen kommt dank seiner Geschäftstüchtigkeit überall auf der Welt zurecht.

> Wong als kaufmännisches Naturtalent verstand sich darauf, Leuten Geld abzuknöpfen. Seine Firma war klein, aber durchaus lebensfähig. Jedes Mal, wenn jemand eine Fengshui-Analyse bestellte, machte er sich zunächst rasch ein Bild von der Persönlichkeit des Klienten, um ihm anschließend eine passende Einschätzung aufzutischen. Seiner Erfahrung nach konnte eine Analyse dem einen Kunden restlos zusagen, während sein Nachbar sie rundweg ablehnte.

> Zum Glück handelte es sich bei Fengshui um ein amorphes, seine Gestalt wandelndes Konzept, das die unterschiedlichsten Interpretationen zuließ. (S. 24)

Joyce lebt sich allerdings schnell ein, wozu auch beiträgt, dass sie sich in den attraktiven Knochenwäger Marker Cai verliebt hat.

Außerdem arbeitet sie freiwillig für Lu Linyao, Tierärztin, alleinerziehende Mutter und ehrenamtliche Vorsitzende der Shanghaier Vegetarischen Catering-Kooperative. Zusammen mit Phil Chen müssen die Beiden einen Großauftrag bewältigen, denn in Shanghai tagen die Kinder Vegas, eine Aktivistenvereinigung für Tierrechte. Doch bald stellt sich heraus, dass die Kinder Vegas etwas sehr, sehr Übles im Sinn haben.

Nury Vittachi verbindet in *Shanghai Dinner* Fengshui-Weisheiten mit Humor und Krimi zu einer überaus amüsanten Mischung. Man hätte sich allerdings gewünscht, dass er der eigentlichen Handlung stärkeres Gewicht beigemessen hätte.

HEYNE
ROBERT
HARRIS
DER ZWEITE
SCHLAF
ROMAN

*Harris, Robert: Zweite Schlaf

Robert Harris [Robert Dennis Harris, 1957]
Der zweite Schlaf
***(The Second Sleep*, 2019)**
Heyne 27 208 (HC 416 S./€ 22,00)
München 2019
Aus dem Englischen von Wolfgang Müller
Genre: Science Fiction

Am Spätnachmittag des neunten Tages im April des Jahres Unseres Auferstandenen Herrn 1468, einem Dienstag, suchte ein einsamer Reiter seinen Weg. Sollten Sorgen die Züge des jungen Mannes verdunkelt haben, so hatte er zugegebenermaßen allen Grund dazu. Seit mehr als einer Stunde war er in der wilden, altertümlichen Moorlandschaft im Südwesten Englands, die seit den Tagen der Sachsen als Wessex bekannt war, keiner Menschenseele mehr begegnet. Es würde bald dämmern, und wer nach Beginn der Sperrstunde im Freien aufgegriffen wurde, lief Gefahr,

die Nacht im Kerker zu verbringen. (S. 11)

Late on the afternoon of Tuesday the ninth of April in the Year of Our Risen Lord 1468, a solitary traveller was to be observed picking his way on horseback across the wild moorland of that ancient region of southwestern England known since Saxon times as Wessex. If this young man's expression was troubled, we may grant he had good cause. More than an hour had elapsed since he had last seen a living soul. Soon it would be dusk, and if he was caught out of doors after curfew he risked a night in jail.

Im England des Jahres 1468 ist der junge Priester Christopher Fairfax auf dem Weg von Exeter zu dem abgelegenen Dorf Addicott St. George, um dort den jüngst verstorbenen Pfarrer Thomas Lacy zu beerdigen.

Die Haushälterin Agnes Budd führt Fairfax in das Zimmer der Pfarrei, in dem der Tote aufgebahrt ist.

> Die Nase war gebrochen, die Augenhöhlen blutunterlaufen. Quer über der Stirn klaffte ein tiefer Riss. Das rechte, zerfetzte Ohr sah aus, als hätte es jemand halb abgebissen. Man hatte sich bemüht, die Entstellungen unter weißem Bleierzpulver zu verbergen, dennoch schimmerten die Wunden grünlich durch. Die Wirkung war grotesk. Lacy trug keinen Bart; lediglich graue Stoppeln bedeckten sein Gesicht, was für einen Geistlichen ungewöhnlich war. (S. 20)
>
> The nose was broken, the eye sockets bruised. A deep gash ran across the forehead. The right ear was mangled, as if it had been chewed half off. Although an attempt had been made to mask these disfigurements with powdered white lead, the wounds shone greenish through the dust. The effect was grotesque. Unusually for a cleric, Lacy had no beard, merely grey stubble.

Pfarrer Lacy hat schwere Verletzungen erlitten, insbesondere im Gesicht, die, so sagt

man Fairfax, auf einen Sturz zurückzuführen sind.

Fairfax betrachtet die Bibliothek des Verstorbenen, die für ländliche Verhältnisse sowohl von Umfang als auch von Inhalt her sehr ungewöhnlich ist.

> Pfarrer Lacy besaß wenigstens hundert Bücher, und manche waren richtige Antiquitäten. Besonders stach die bemerkenswerte Sammlung von Büchern jener Armee von Gelehrten hervor, die ihr Leben dem Studium der Apokalypse gewidmet hatten. Fairfax fuhr mit dem Finger über die Buchrücken: *Der Sündenfall … Die Sintflut … Die Zerstörung von Sodom und Gomorrha … Der Zorn Gottes über Babylon … Die zehn Plagen Ägyptens … Die Heuschrecken des Abgrunds … Der feurige Pfuhl …* Unser Pfarrer Lacy muss ein schwermütiger Bursche gewesen sein, dachte er. Kein Wunder, dass ihn seine Kollegen gemieden haben.
>
> Er nahm aufs Geratewohl einen Band aus dem Regal. *Die sieben Engel mit den Schalen des Zorns. Eine Untersuchung der Offenbarung des Johannes, Kapitel 16.* Der

Band schlug wie von selbst an einer angestrichenen Stelle auf:

Und er hat sie versammelt an einen Ort, der da heißt auf hebräisch Harmagedon.

Und der siebente Engel goss aus seine Schale in die Luft; und es ging aus eine Stimme vom Himmel aus dem Stuhl, die sprach: Es ist geschehen.

Und es wurden Stimmen und Donner und Blitze; und ward ein solches Erdbeben, wie solches nicht gewesen ist, seit Menschen auf Erden gewesen sind, solch Erdbeben also groß.

Und aus der großen Stadt wurden drei Teile, und die Städte der Heiden fielen. (S. 35f)

Father Lacy had a hundred books or more, some plainly of great antiquity. In particular, he had a remarkable array of volumes produced by that army of scholars who had dedicated their lives to the study of the Apocalypse. Fairfax ran his finger along the titles—*The Fall of Man…The Great Flood of Noah…The*

Destruction of Sodom and Gomorrah…God's Wrath Against Babylon…The Ten Plagues of Egypt…The Locusts of the Abyss…The Lake ofFire… What a gloomy fellow he must have been, he thought. Little wonder his fellow priests had shunned him.

He took down a volume at random, *Pouring Out the Seven Disasters: A Study of Revelation 16.* It fell open at a well-marked passage:

And he gathered them together into a place called in the Hebrew tongue Armageddon.

And the seventh angel poured out his vial into the air; and there came a great voice out of the temple of Heaven, from the throne, saying, It is done.

And there were voices, and thunders, and lightnings; and there was agreat earthquake, such as was not since men were upon the Earth, so mighty an earthquake, and so great.

And the great city was divided into three parts, and the cities of the nations fell.

Der Zufall oder die Vorsehung lässt Fairfax ein Buch über die Offenbarung des Johannes gerade an der Stelle aufschlagen, an der der Weltuntergang beschrieben wird.

Fairfax erforscht die Bibliothek weiter.

> Er hielt die Flamme näher an die Buchrücken – *Protokolle und Schriften der Gesellschaft für Altertumsforschung.* Augenblicklich war er hellwach. Obwohl er zur Zeit der Prozesse noch ein Knabe gewesen war, erkannte er den Namen sofort. Die Gesellschaft war für ketzerisch erklärt, ihre Mitglieder eingesperrt, ihre Publikationen beschlagnahmt und öffentlich verbrannt und die bloße Benutzung des Worts *Altertumsforschung* verboten worden. Er erinnerte sich an das große Freudenfeuer, das die Priesterseminaristen mitten in Exeter entzündet hatten. (S. 36)

> He took up his candle again and moved along to the second bookcase, where his eye was immediately drawn to a shelf of small volumes bound in pale brown leather. He held the flame up close to

> the spines—*The Proceedings and Papers of the Society of Antiquaries*—and in that instant he became wide awake, for he recognised the name at once, even though he had been but a boy at the time of the trials. The organisation had been declared heretical, its officers imprisoned, its publications confiscated and publicly burned, the very word *antiquarian* forbidden from use. He recalled the priests in the seminary lighting a bonfire in the middle of Exeter.

Hier hat er die Protokolle der Gesellschaft für Altertumsforschung in Händen, ein Buch, das erst kürzlich mit anderen ketzerischen Werken in Exeter verbrannt wurde.

An dieser Stelle muss man sich zum ersten Mal fragen, wann und wo man sich eigentlich befindet, denn im fünfzehnten Jahrhundert gab es in England weder eine Gesellschaft für Altertumsforschung noch Bücherverbrennungen in großem Stil. Und eines dürfte deutlich geworden sein, dass nämlich Pfarrer Lacy zu den Ketzern zählte.

Fairfax sucht weiter in der Bibliothek.

> Er stieß auf einen Wälzer über die Ruinenstätten Englands mit dem Titel *Antiquis Anglia*, verfasst von einem Dr Nicholas Shadwell, „Präsident der Gesellschaft für Altertumsforschung“. (S. 37f)

> There was a thick volume on the ruins of England entitled *Antiquis Anglia* by a Dr. Nicholas Shadwell, „President of the Society of Antiquaries.“

Der Pfarrer hat nicht nur Bücher in seiner Sammlung, sondern auch antike Gegenstände, deren Besitz strengstens verboten ist.

> Der Besitz all dieser Gegenstände war illegal: Münzen und Plastikbanknoten aus dem Elisabethanischen Zeitalter, Schlüssel, Ringe aus Gold, Kugelschreiber, Glasgeschirr, ein Souvenirteller anlässlich einer königlichen Hochzeit, schmale Blechdosen, ein Bündel Plastiktrinkhalme, eine Plastikwindel mit ausgebleichten Bildern von Störchen mit Säuglingen im Schnabel, weißes Plastikbesteck, Plastikflaschen jeder Form

und Art, zusammengesteckte Plastikbauklötzchen in leuchtendem Gelb und Rot, eine Spule mit grünblauer Angelschnur aus Plastik, eine fleischfarbene Plastikpuppe ohne Augen und — im obersten Bord auf einem durchsichtigen Plastikständer – offenbar der Stolz der Sammlung: eines jener Geräte, die von den Vorfahren benutzt wurden, um sich auszutauschen. (S. 38)

All of them it was illegal to possess: coins and plastic banknotes from the Elizabethan era, keys, gold rings, pens, glassware, a plate commemorating a royal wedding, thin metal canisters, a bundle of plastic straws, a plastic swaddler with faded images of storks carrying infants, white plastic cutlery, plastic bottles of all shapes and varieties, toy plastic bricks all fitted together of vibrant yellows and reds, a spool of greenish-blue plastic fishing line, a plastic flesh-coloured baby from which the eyes were missing, and, on the topmost shelf, propped up on a clear plastic stand, what seemed to be the pride of

> the collection: one of the devices used by the ancients to communicate.

Plastikbanknoten und Kugelschreiber – nur Glas und Plastik haben sich über die Jahrhunderte unbeschadet erhalten können – stellen für Fairfax Antiquitäten aus dem Elisabethanischen Zeitalter dar: Es ist offensichtlich, dass hier nicht Elisabeth I., sondern Elisabeth II. gemeint ist. Das Jahr Unseres Auferstandenen Herrn 1468 liegt also nicht in unserer Vergangenheit, sondern in einer unbekannten Zukunft. Fairfax' Lektüre aus der Apokalypse deutet auf eine weltweite Katastrophe, möglicherweise einen Atomkrieg, hin, die nicht lange Zeit nach dem Tod der Königin stattgefunden haben muss.

Schließlich findet Fairfax ein kleines, flaches, glänzendes Objekt.

> Er drehte es um. Auf der Rückseite prangte das endgültige Symbol für die Hybris und Blasphemie der Vorfahren – ein angebissener Apfel. (S. 39)

> He turned it over. On the back was the ultimate symbol of the ancients' hubris and blasphemy—an apple with a bite taken out of it.

Ohne Zweifel, Fairfax hat hier ein funktionsloses iPhone in Händen.

Im Pfarrhaus lebt auch die stumme Rose, achtzehn Jahre alt, eine Nichte der Haushälterin. Fairfax fühlt Mitleid mit dem verängstigen Mädchen und überlegt, ob er nicht die Pfarrei übernehmen sollte – sein bisheriger Auftrag war nur, den Verstorbenen zu beerdigen und dann wieder heimzureisen.

> Vielleicht sollte er ja – nur so ein Gedanke – den Bischof fragen, ob nicht die Möglichkeit bestehe, dass er, Fairfax, die Pfarre übernehme. Er stellte sich vor, wie sie zu dritt in dem Haus lebten. Mit seiner Sanftmut würde er schließlich ihr Vertrauen gewinnen. An den langen Winterabenden könnte er sie vielleicht unterrichten und so ihr Gebrechen überwinden. Und der tägliche Kampf, der Versuchung zu wider-

> stehen, würde ihn näher zu Gott bringen. Wäre das denn ein so schlechtes Leben? (S. 45)

Zu diesem Zeitpunkt weiß Fairfax noch nicht, dass Pfarrer Lacy den in ganz England geltenden Zölibat gebrochen und mit seiner Haushälterin eine Tochter gezeugt hat, die nicht wirklich stumm ist, sondern nur aus Angst nicht zu sprechen wagt.

Bei der Beerdigung lernt Fairfax einige Bewohner des Dorfes kennen: den überheblichen Küster George Keefer; die attraktive, verwitwete Lady Durston; und den reichen Sägewerksbesitzer Captain John Hancock.

Ein Erdrutsch verhindert Fairfax' Heimreise, und so beschäftigt er sich mit der Suche nach den verschwundenen Kirchenbüchern, von denen er sich Aufklärung über die Vorgeschichte der Gemeinde erhofft. Dabei stößt er auf einen Brief von Professor Peter Morgenstern aus dem Jahr 2022 alter Zeitrechnung, in dem der Autor vor einem Kollaps der Zivilisation warnt. Er zählt sechs verschiedene Möglichkeiten auf, wie es zur Katastrophe kommen könnte.

1) Klimawandel
2) Atomkrieg
3) Ausbruch eines Supervulkans, der den Klimawandel beschleunigen würde
4) Einschlag eines Asteroiden, der dito den Klimawandel beschleunigen würde
5) allgemeiner Ausfall der Computertechnologie infolge eines Cyberkrieges, eines nicht zu kontrollierenden Virus oder von Sonnenaktivität
6) pandemische Antibiotika-Resistenz (S. 82)

Welcher Fall eingetreten ist, erfahren wir nicht, aber am wahrscheinlichsten wäre ein vollständiger Ausfall der Computertechnologie, der zu einer weltweiten Hungersnot, zum Exodus aus den Städten, zum Massensterben und zum Ende des technologischen Zeitalters führen würde.

Allem Anschein nach hat die Apokalypse im Jahr 2025 stattgefunden, wie die wieder gefundenen Kirchenbücher vermuten lassen. Die neue Zeitrechnung nach Unserem Auferstanden Herrn hat man mit 666, der Zahl des Tieres, beginnen lassen, so dass

man sich nach alter Zeitrechnung jetzt im Jahr 2827 befindet.

Fairfax freundet sich mit Lady Durston an, die mit ein paar weiblichen Bediensteten den Park ihres verfallenden Herrenhauses bewirtschaftet. Fairfax zeigt ihr Morgensterns Brief, wobei er die Authentizität dieses Ketzerschreibens bezweifelt. Lady Durston widerspricht.

„Wie könnte jemand ein solches Dokument erfinden? Kein Dichter hat jemals etwas von derart großer Vorstellungskraft hervorgebracht. Und warum sollte jemand so etwas erfinden?“

„Um aufzuwiegeln. Um die Autorität der Kirche zu untergraben. Es würdigt das geheimnisvolle Walten des Allmächtigen Gottes zu mehreren Spekulationen herab – sechs mögliche Formen der Katastrophe und so weiter. Es stellt den gemeinen Menschen ins Zentrum des Universums und legt nahe, dass der Wille Gottes durch den Weitblick eines Sterblichen vereitelt werden könne. Es erwähnt keine der Lehren der Kirche. Wo ist das Tier der Apokalypse mit sei-

nen sieben Häuptern und zehn Hörnern? Wo sind Babylon und der feurige Pfuhl? Der Brief ist ketzerisch, ja diabolisch. Allein sein Besitz ist mit schwerster Strafe bedroht.“ (S. 135)

Doch der Zweifel nagt an Fairfax, und er fällt immer mehr vom Glauben ab.

Captain Hancock glaubt zu wissen, wo und wie der Pfarrer ums Leben gekommen ist, nämlich am sogenannten Teufelsstuhl, bei Grabungen nach unglaublichen Artefakten des technischen Zeitalters. Hancock wird selbst vom Schatzsucherwahnsinn ergriffen, so dass er schließlich mit Hilfe seiner Arbeiter eine Grabung beginnt, bei der auch Fairfax und Lady Durston zugegen sind.

Der zweite Schlaf knüpft an die großen Post-Doomsday-Romane der fünfziger und sechziger Jahre an, indem sich Robert Harris eines geradezu klassischen Plots bedient.

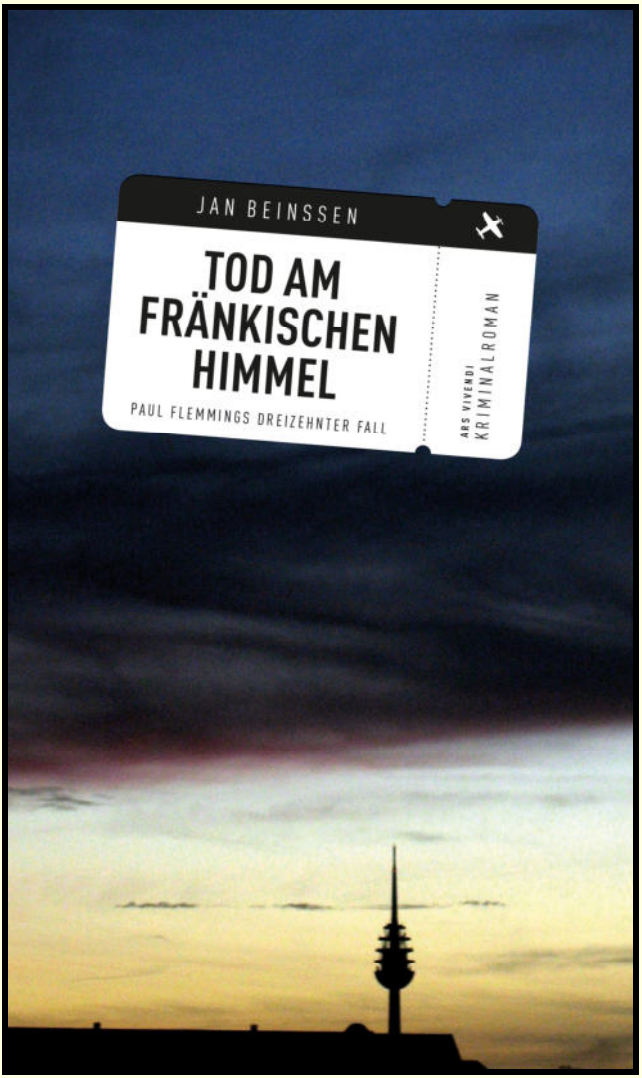
Die große Frage ist, was Captain Hancock am Teufelsstuhl finden wird: ein paar nutzlose Überreste der alten Zivilisation; ein immer noch funktionierendes, schein-

bar magisches Artefakt; eine tödliche Hinterlassenschaft in Form oder Bombe oder gar von radioaktivem Material? Das Problem bei der Auflösung dieses Rätsel ist, dass die einen Möglichkeiten zu banal und die anderen zu klischeehaft sind. Aber Robert Harris ist es gelungen, einen absolut logischen, originellen, glaubwürdigen und zugleich tieftraurigen Schluss zu finden, der den Leser lange Zeit nachdenklich zurücklässt.

Ansonsten wäre noch zu sagen, dass *Der zweite Schlaf* vorzüglich erzählt ist, unterhaltsam, realistisch, abenteuerlich, phantasievoll und mit einigem Sense of Wonder. Dazu kommen noch die interessant gezeichneten Figuren, so dass man konstatieren muss, dass der Autor das Thema nahezu perfekt behandelt hat.

Was den Titel, *The Second Sleep,* angeht, so ist dieser etwas rätselhaft: Gemeint ist mit der Bezeichnung, dass in der frühen Neuzeit die Menschen um Mitternacht kurz aufzustehen und sich danach wieder schlafen zu legen pflegten, zu eben jenem zweiten Schlaf – so behauptet jedenfalls Robert Harris. Vielleicht meint er mit der kurzen

Wachphase die technische Zivilisation, die sich zur Zeit der Romanhandlung zu einem zweiten Schlaf niedergelegt hat.


JAN BEINSSEN
TOD AM FRÄNKISCHEN HIMMEL
PAUL FLEMMINGS DREIZEHNTER FALL
ARS VIVENDI
KRIMINALROMAN

Jan Beinssen

Paul Flemming 13: Tod am fränkischen Himmel

ars vivendi (PB 200 S./€ 14,00)
Cadolzburg 2018
Genre: Krimi

Die Frau neben Paul stieß einen spitzen Schrei aus. Entsetzt schlug sie die Hände vors Gesicht. Doch das nahm er nur am Rande wahr. Wie gebannt starrte er auf die Unglücksmaschine, die jetzt wie führerlos über die Bahn schlidderte. Ganz offensichtlich war sie komplett außer Kontrolle!

Trotz der Reibung des Flügels reichte die Bremswirkung nicht aus, um die Maschine zu stoppen. Mit noch immer hohem Tempo schoss sie über den Boden. Geriet mit dem intakten Rad auf die Grasfläche neben dem Asphaltband. Wurde hart herumgerissen. Pflügte dann durch die Wiese.

Paul hoffte inständig, das Flugzeug käme endlich zum Stehen. Doch der rote Pfeil machte noch zu viel Tempo, raste auf den nahen Waldrand zu. Näherte

sich den Bäumen mit ungezähmter Energie. Krachte mit ohrenbetäubendem Lärm in eine Fichtengruppe.

Es tat einen lauten Schlag. Dann kehrte Stille ein. Eine unheilvolle Stille. (S. 10f)

Der Fotograph und Hobby-Detektiv Paul Flemming sitzt mit seiner Frau Katinka und seinen mürrischen Eltern in einer Pizzeria am Flugfeld von Herzogenauchrach, als ein Flugzeug abstürzt und in Brand gerät. Der Pilot Tommy Buchholz ist nicht mehr zu retten.

Während Polizei, Feuerwehr und Sanitäter anrücken, wendet sich eine junge Frau an Flemming.

Es wurde höchste Zeit, das Feld zu räumen. Doch noch immer tat die junge Frau keinen Schritt.

„Das war kein Unfall“, wiederholte sie. „Sie haben Tommy vom Himmel geholt.“

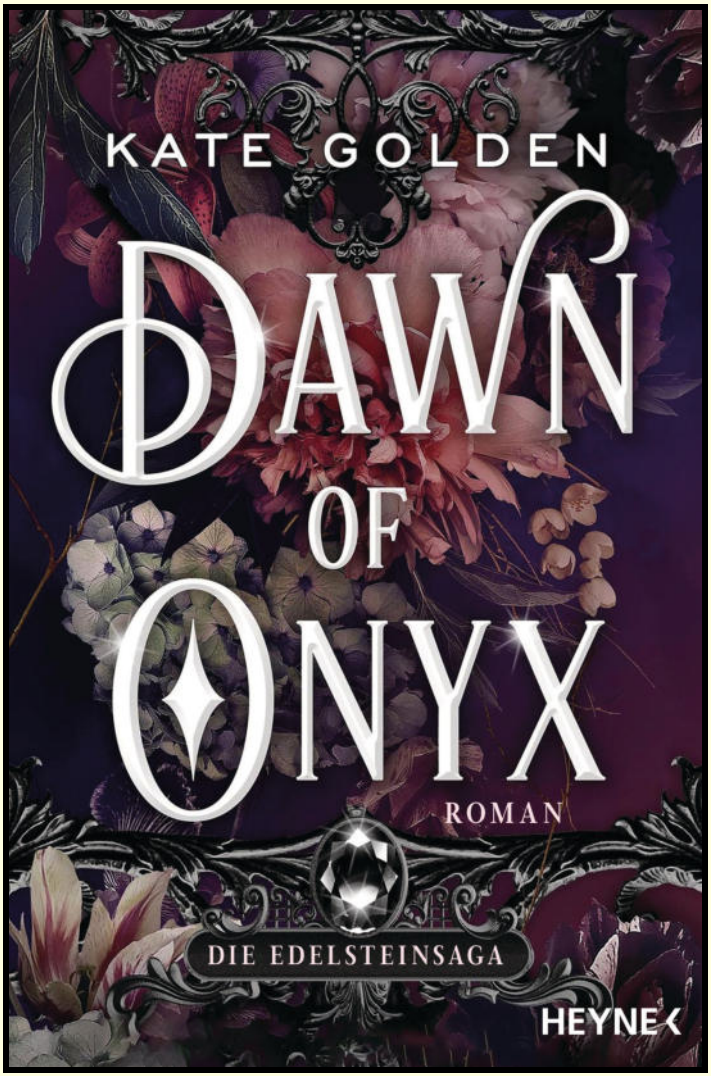
Da eines der Feuerwehrautos nun direkt auf sie zuhielt, sah sich Paul zum Durchgreifen gezwungen. Er packte die

> Frau noch fester am Arm und zog sie aus der Gefahrenzone. Widerborstig folgte sie ihm. „Ich muss zurück“, sagte sie immer wieder. „Ich muss Tommy helfen.“ (S. 12)

Sabrina Drechsler, die Verlobte des verunglückten Tommy Buchholz, ist fest überzeugt, dass es sich nicht um einen Unfall, sondern um Mord handelt. Sie beauftragt Flemming, das Unglück zu untersuchen, wobei der anfangs unwillige Fotograph von seiner Stieftochter Hannah schließlich überzeugt wird einzuwilligen.

Flemming kontaktiert den unsympathischen, aber stets gut informieren – und gegenwärtig wegen sexueller Belästigung suspendierten – Journalisten Victor Blohfeld vom Nürnberger Abendblatt und erfährt von diesem, dass Buchholz nicht nur Doktorand im Fach Luftfahrttechnik an der Technischen Hochschule Ingolstadt war, sondern auch bei der Gesellschaft für Materialforschung Fürth an der Entwicklung eines revolutionären Überschalljets gearbeitet hat. Hier wäre zumindest ein Motiv für einen Anschlag zu finden, meint Flemming.

Tod am fränkischen Himmel ist ein unterhaltsamer Regionalkrimi aus der Feder des erprobten Schriftstellers Jan Beinssen.


KATE GOLDEN
DAWN OF ONYX
ROMAN
DIE EDELSTEINSAGA
HEYNE

Kate Golden
Edelsteinsaga 1: Dawn of Onyx
***(A Dawn of Onyx*, 2022)**
Heyne 32 321 (PB 526 S./€ 17,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Kirsten Borchardt
Genre: Fantasy

Und bei all dem Leid und Elend, dem Verlust geliebter Menschen und der Zerstörung unserer Häuser war es noch immer ein Rätsel, wieso das Königreich Onyx überhaupt einen Krieg gegen uns führte. Unser König Gareth war kein Gelehrter, der sich für dicke Geschichtsbücher interessiert hätte, und das Bernsteinreich Amber war lediglich für seine guten Ernten bekannt. Königreiche wie Garnet hingegen besaßen reichlich Geld und Edelsteine. Die Perlenberge verfügten über uralte Schriften und brachten die begehrtesten Gelehrten des Kontinents hervor. Selbst die Opal-Territorien mit ihren Brennereien und unberührten Landstrichen oder die Peridot-Provinzen mit ihren glitzernden Buchten vol-

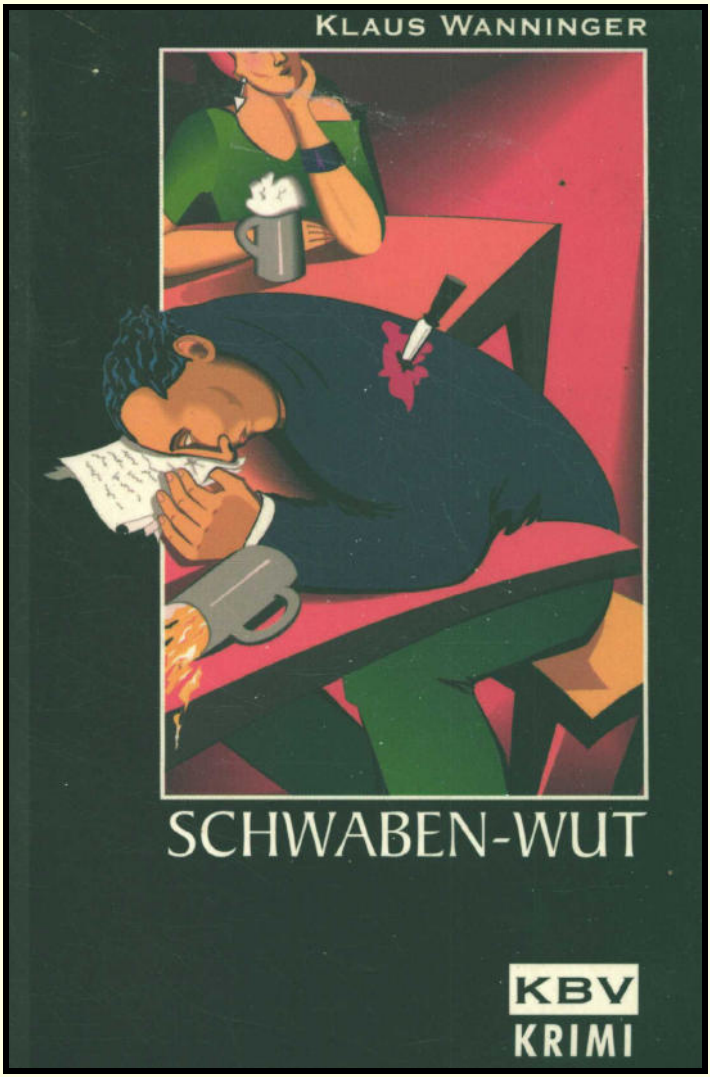
ler verborgener Schätze wären ein besserer Ausgangspunkt für die allmähliche Unterwerfung ganz Evendells gewesen. Aber bisher waren alle anderen Königreiche verschont geblieben, und das einsame Amber versuchte ganz allein dafür zu sorgen, dass es so blieb.

Keines der anderen Reiche stand uns in unserem Kampf zur Seite. (S. 15f)

Auf dem Kontinent Evendell liegt das friedliche Reich Amber, regiert von dem guten König Gareth. Doch das Reich Onyx, beherrscht von dem grausigen Drachenkönig Kane Ravenwood, will sich Amber einverleiben. Amber wehrt sich nach Kräften, aber es ist abzusehen, dass es den Kampf verlieren wird.

Zu den Rekruten von Amber, die an die Front mussten, gehört auch Ryder, der Bruder der Icherzählerin Arwen Valondale, einer magisch begabten Heilerin. Weil sie nun schon längere Zeit nichts mehr von Ryder gehört, hat, macht sich Amber auf die Suche nach ihm und gerät in einen Strudel gefährlicher Abenteuer.

Der unterhaltsame Fantasyroman *Dawn of Onyx* ist auf TikTok eine große Sensation, wie uns das Backcover der deutschen Ausgabe verrät.


KLAUS WANNINGER
SCHWABEN-WUT
KBV
KRIMI

Klaus Wanninger [1953–]
Schwaben-Krimi 3: Schwaben-Wut (2000)
KBV (TB 266 S./€ 9,50)
Hillesheim 2005, 5. Auflage
Genre: Krimi

Einen Tag vor dem Sommeranfang traf er die letzten Vorbereitungen. Es war soweit. Endgültig. Die Zeit war reif. Lange genug hatte er alles durchdacht. Es gab keine andere Möglichkeit. Er musste sich von dem Druck befreien, wollte er selbst überleben. Sie hatten es nicht anders verdient. Jetzt, nach fast zehn Jahren Zugehörigkeit zu ihrem Einfluss-, oder wie er es empfand, Machtbereich, war er sich absolut sicher: Es gab Menschen, die keine Berechtigung hatten, noch länger zu existieren. Schmarotzer, die soviel Elend angerichtet hatten, über so viele Leichen gegangen waren, dass man sie gar nicht mehr alle aufzählen konnte. Niedergetrampelt, zu Boden geworfen auf ihrem unaufhaltsamen Weg nach oben.

> Er war eine dieser Leichen. Eine der wenigen, die noch lebten. Fragte sich nur, wie? (S. 7)

Es ist offensichtlich, dass hier ein Geschädigter eine rabiate Rachekation plant. Um wen es handelt und wen er zum Ziel gewählt hat, erfahren wir allerdings nicht.

Unterdessen hält beim Backnanger Volksfest der sowohl erfolgreiche als auch skrupellose Baunternehmer Albrecht Schwarz vor Gesinnungsgenossen eine Art Büttenrede im Bierzelt.

> „Und dann han i s' dem Granatedackel vom Landratsamt ins Gsicht nei gsagt: Was i mit meim Häusle mach, goht euch an Scheißdreck a!" Er genoss die zustimmende Begeisterung seiner Zuhörer. „An Scheißdreck", wiederholte Schwarz laut, „verstandet ihr Beamte-Ärsch des überhaupt?" Laute Ovationen folgten.
>
> „Der Schwarz baut nie schwarz!" donnerte der Bauunternehmer, „merket euch des!" (S. 11)

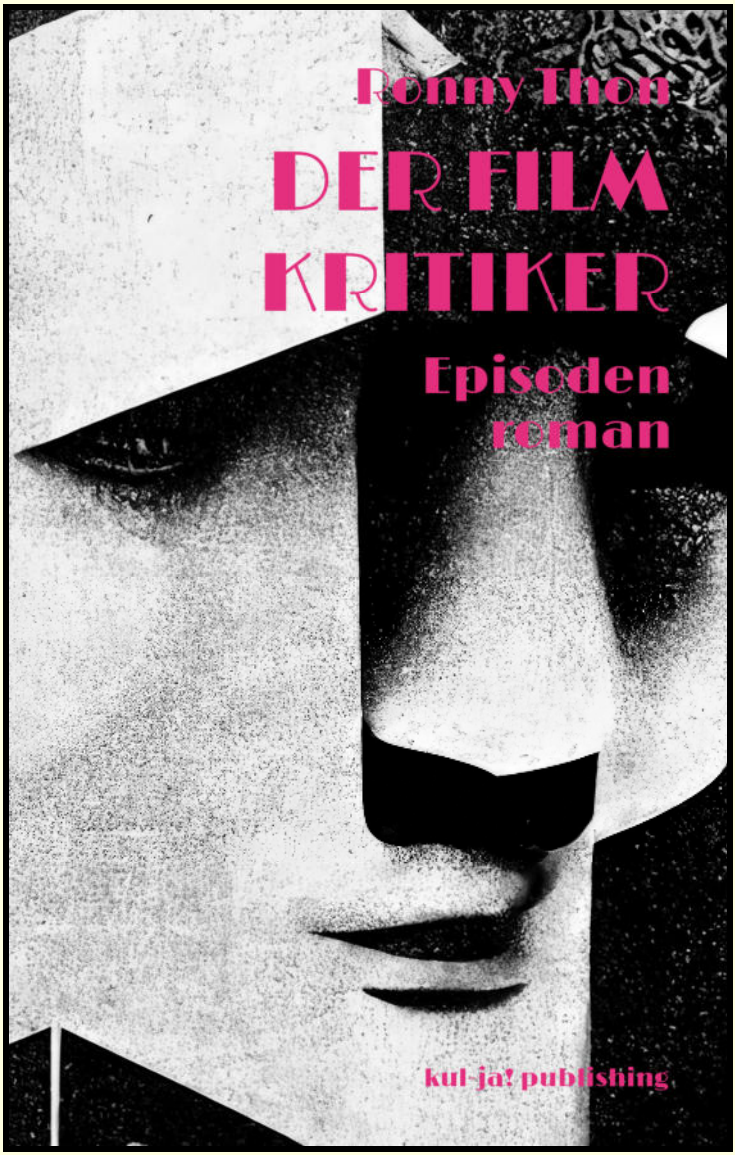
Als Schwarz jedoch ein Bedürfnis drückt und ihm die Schlangen vor den Toiletten zu lang sind, geht er zum Fluss Murr hinunter.

> Als er endlich alles in die richtige Position gebracht hatte, schoss der Strahl in weitem Bogen ins schwach beleuchtete Unterholz des Waldes. Erleichtert schloss der Bauunternehmer die Augen, atmete tief durch. Mehrere Gläser verdauten Gerstensaftes verschwanden im Dunkel der Nacht. Langsam ließen die Schmerzen nach, entspannte sich die Muskulatur.
>
> Als Albrecht Schwarz die Augen wieder öffnete, sah er im Dämmerlicht die Umrisse eines menschlichen Körpers zu seinen Füßen liegen. Genau an der Stelle, wo sein Strahl auf den Boden traf. Die Person bewegte sich nicht, unternahm keinen Versuch, der übelriechenden Flüssigkeit auszuweichen. Sie lag einfach leblos am Fuß der Treppe, die Ausscheidungen mitten im grauenhaft entstellten Gesicht. (S. 13)

Hier liegt der Finanz- und Immobilienmakler Hans Greiling tot am Boden. Man hat ihm in die Stirn geschossen und ihm diese anschließend mit großer Gewalt zerhackt, was auf ein enormes Rachebedürfnis hindeutet.

Das ist ein Fall für Kommissar Steffen Braig und seine Kollegin Katrin Neundorf. Erkundigungen bei Klara Greiling, der Frau des Toten, und ihren beiden erwachsenen Kindern Samuel Greiling und Esther Carl bringen zutage, dass das Ehepaar streng freikirchlich religiös, ja fast schon fundamentalistisch war. Seltsam ist, dass Hans Greiling an dem Abend seines Todes ein Treffen mit einem Unbekannten hatte, dieses jedoch seine Sekretärin Tabea Scheich nicht in den Kalender eintragen ließ, was noch nie vorgekommen war. Unterdessen wird nach einem aus dem Gefängnis entflohenen Mörder gesucht, dem sogleich die neue Tat zugeschrieben wird.

Schwaben-Wut ist ein spannender Krimi, erzählt von einem evangelischen Theologen. Das erklärt auch das große soziale und ethische Engagement, das im dem Werk anklingt.


Ronny Thon
DER FILM KRITIKER
Episoden roman
kul-ja! publishing

BUCHVORSTELLUNG

Der Filmkritiker

Ronny Thon
Der Filmkritiker
kul-ja! Publishing (Taschenbuch, 168 S./ € 15,00)
Erfurt 2024
Genre: Episodenroman

Eine Rezension von der eigenen Hauptfigur schreiben zu lassen, mag außergewöhnlich sein, aber es passt zum Buch „Der Filmkritiker“, welches ab dem 26. August 2024 erhältlich sein wird. Episodenroman steht auf dem Cover. Es könnte aber auch ein Künstlerroman oder ein Montageroman sein.

Beim letzteren sind nicht die Lieblingstage von Garfield gemeint, sondern der Aufbau aus verschiedenen Textformen. Ganz schön kompliziert, die Literaturwelt.

Auf jeden Fall ist es ein Debütroman. Gedreht, nein, gedruckt wurde er vom noch jungen Verlag „kul-ja! Publishing“ dessen Gründung in der schweren Coronazeit selbst filmreif war. Sein Repertoire umfasst Lyrik, Erzählbände und auch Romane, deren Genre sehr vielfältig sind. Autofiktionale Schicksale, Geschichten über Sport und Ruhm und auch Werke über Zeitreisen und Frankensteinszenarien sind im Angebot enthalten.

Man hat mich gefragt, was für eine Art Buch das ist, aber auch da kann und will ich mich nicht festlegen. An manchen Stellen ist es traurig, an manchen lustig und manche Abschnitte sind fast schon surrealistisch. Da fällt mir ein Witz ein: Wie viele Surrealisten braucht es, um eine Glühbirne zu wechseln? Einen Fisch. Ha ha. Aber ich schweife ab. Der Roman besteht aus vier größeren Episoden und vier schmaleren Texten, die in Form etwas abweichen. So ist ein Brief und ein Essay darunter. Allesamt

handeln sie von mir, dem Filmkritiker. Was für eine Ehre. Ich habe gehört, Quentin Tarantino plante seinen letzten Film über einen „Movie Critic“ zu machen, was er dann aber aufgab. Ronny Thon hat mir geflüstert, zwischendurch auch etwas unsicher gewesen zu sein. Aber er hielt durch.

Worum geht es eigentlich? Der Filmkritiker lebt in den USA, ist verheiratet und hat Corona überstanden. Dann wird er Teil der Jury eines mittelbedeutsamen Filmfestivals irgendwo in der Einöde. In diesen Tagen wird sich sein Leben ändern und er muss ein paar wichtige Entscheidungen treffen. Und das ist nur die Story der ersten Hauptepisode. Passt dieses Buch eigentlich in die „Fantasia“, werden Sie sich vielleicht fragen. „Der Filmkritiker“ ist weder Science-Fiction noch Fantasy und ein Mord geschieht auch nicht. Aber es gibt ein Filmfestival voller verrückter Wendungen, eine Literaturmesse mit schockierendem Ausgang und zwischendurch noch eine Mumie im Zug, ein Mann in einer Höhle, ein kultisch verehrter mysteriöser Filmemacher und ein Fluch, der beleibte Komödienstars umbringt. Mit Literatur mag ich mich nicht so

gut auskennen, aber nach Fantasie klingt das schon.

Ich werde mich hüten, einen Roman zu bewerten, der von mir handelt. Außerdem bleibe ich lieber in meinem Metier und bewerte Filme. Auf der Website des Verlags „kul-ja! Publishing“, wird behauptet, ich verstehe mehr von Filmen als vom Leben. Vielleicht stimmen Sie nach der Lektüre zu oder (hoffentlich) nicht. Geben Sie mir, geben Sie dem Filmkritiker eine Chance und lesen Sie das Buch. Viel Vergnügen. In Schwarz-Weiß und nicht in Farbe. Kein 3-D. Und trotzdem gut.

Home
Ausschreibungen
Die Literatür
Manuskripte
News
Onlineshop
Mehr
kul-ja!
publishing
Wir sind die Schubladensprenger, wir sind die Idealisten – ein 2019 gegründeter unabhängiger Buchverlag aus dem grünen Herzen Deutschlands. In unserem Programm finden sich Titel verschiedenster Couleur.

KUL-JA! PUBLISHING
kule Sci-Fi und Fantasy

Ronny Thon

Die sogenannte Genreliteratur hat mittlerweile einen hohen Stellenwert in Deutschland erreicht. Große Verlage veröffentlichen die Werke der Stars aus den USA und auch aus anderen Ländern wie China. Nischenverlage geben vor allem deutschsprachigen Autoren eine Chance, während besonders Magazine und Anthologien unverzichtbar für die Szene sind. Jedoch gibt es auch Independent-Verlage, die sich nicht auf ein Genre spezialisiert haben und den einen oder anderen spannenden Artikel anbieten. Einer davon ist „kul-ja! Publishing“.

2019 wurde er von der Autorin, Lyrikerin und Literaturwissenschaftlerin Julia Kulewatz in Erfurt gegründet. Sie und ihr kompetentes Team trotzten Krisen wie Corona und Ukrainekrieg. Mittlerweile weist „kul-ja!“ ein breites Repertoire auf. Neben Gedichtbänden und „realistischer“ Prosa, veröffentlicht der Verlag auch Science-Fiction, Fantasy und gar Horror. Allesamt „kule“ Bücher, wie es beim Verlag selbst heißt.

Die Verlagschefin Kulewatz veröffentlichte bislang zwei Bände einer Trilogie, die in einer dystopischen Zukunft spielt. Frauen haben ihre Individualität eingebüßt und sind auf die Funktion des Gebärens reduziert. Die für Science-Fiction eher ungewöhnlich lyrischen Töne verleihen „Dysfunctional Woman“ und „Dysfunctional“ eine besonders eindringliche Aura.

Einer der ersten Titel des Verlags ist der Zeitreiseroman „1988“, dessen Hauptfigur ins Titeljahr reist, um einen geliebten Menschen vor der Katastrophe in Ramstein zu bewahren. Damals kollidierten zwei Flugzeuge einer Flugshow und rissen zahlreiche Menschen in den Tod. Mathias Aicher ist

vor allem für seine Thriller und Drehbücher für Krimis bekannt und betrat mit „1988“ ein völlig neues Feld.

Kafkaesk wird es bei Peter Zemlas „Die Hinrichtung“. Der Leiter eines Hallenbades erfährt von seiner baldigen Exekution und nimmt das Ganze einfach hin. Doch Bürokratie und sogar Geister sorgen für Verzögerungen dieses bizarren Vorgangs. Für Zemla ist es nach Veröffentlichungen von Lyrik und kurzer Prosa der Debütroman.

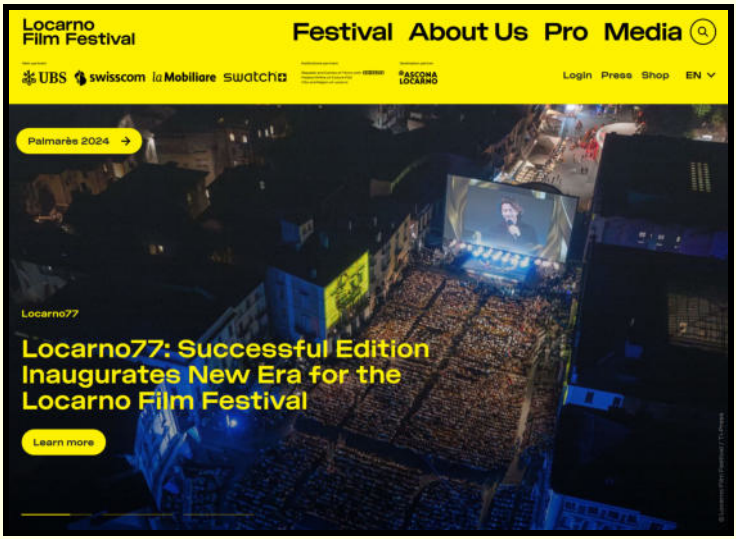
Ende August erscheint bei „kul-ja!“ mit „Vestalin“ das neue Werk von Marcus Jensen. Darin verpflanzt ein Chirurg sein Gehirn in den Kopf einer hirntoten Beachvolleyballspielerin. Aufgrund dieses Wunders wird er/sie zu einer hochverehrten Priesterin, einer Vestalin. Science-Fiction und Horror verbinden sich elegant mit der Groteske. Jensen veröffentlichte bereits drei Romane und ist für seine brisanten und zugleich ungewöhnlichen Stoffe bekannt.

Auch Prosabände mit Genrebezug sind im Verlagsangebot zu entdecken. Jörn Hühnerbein, der regelrechte Meister der Miniaturen, entwirft in „Tagebuch für später“ Geschichten auf wenigen Seiten, deren

Fantasie und bisweilen auch Absurditäten beim Leser für lange Zeit nachhallen. So wird von einem Mann berichtet, der gebrauchte Träume verkauft, während die Figur einer anderen Geschichte im Kühlschrank wohnt.

Eine ungewöhnliche Mischung bietet auch Hanna-Linn Hava mit ihrer Sammlung „Wild“. Der Name ist Programm, denn bereits das Cover deutet an, dass im Inneren nicht nur erotisch-phantastische Kurzprosa zu finden sind, sondern auch etwas Wildes darin haust, etwas Unberechenbares.

Dem Verlag ist es zu wünschen, dass noch viele Titel, mit oder ohne Zugang zum Genre, veröffentlicht werden, was den Literaturmarkt sehr bereichern würde.


Locarno
Film Festival
Festival
About Us
Pro
Media
UBS
swisscom
la Mobiliare
swatch
Login
Press
Shop
EN
Palmarès 2024
Locarno77
Locarno77: Successful Edition Inaugurates New Era for the Locarno Film Festival
Learn more

LOCARNO 2024: WENN DER SPION DIE SIRENE BETÄTIGT
Bericht

Achim Hättich

Während Freunde des phantastischen Kinos letztes Jahr voll auf ihre Kosten kamen, war die 77. Ausgabe dahingehend mager. Freilich bietet Locarno die Gelegenheit, Filme aus cineastisch betrachtet exotischen Ländern zu sehen, wie von den Kapverden oder Dominica.

So einen richtig klassisch phantastischen Film sah ich nicht, immerhin wird heraus-

gefordert, was als phantastischer Film angesehen werden kann. Bei zwei Filmen der Open Doors half das Q&A mit den Regisseurinnen. In **Lo que los humanos ven como sangre los jaguares ven como chicha** (Orozco, Luciana Decker; BOL 2023) geht es um ein heimgesuchtes Gebiet, Ort und Zeiten werden durcheinandergewirbelt, ein rätselhafter, mythischer Film. Das trifft weniger für **Sirena** (De Camps, Olivia; DOM 2024), den De Camps als magischen Realismus bezeichnete, speziell in einer Szene, wo es insgesamt um Familiengeheimnisse geht, Totgesagte leben länger. Das trifft speziell auf **La Fille qui explose** zu (Poggi, Caroline & Vinel, Jonathan; FR 2024): auf Grund ihrer Lebensumstände explodiert eine junge Frau immer wieder. Immerhin ziemlich surreal erfuhr dieser Film eine spezielle Erwähnung bei Pardi di Domani. Bis jetzt waren alle Filme Kurzfilme, so auch **You Nazty Spy!** (White, Jules; US 1940), der davon handelt, dass sich über Hitler und Mussolini lustig gemacht wird, Trottel übernehmen deren Rollen. Der Film ist so absurd wie surrealistisch, enthält aufschlussreiche Dialoge.

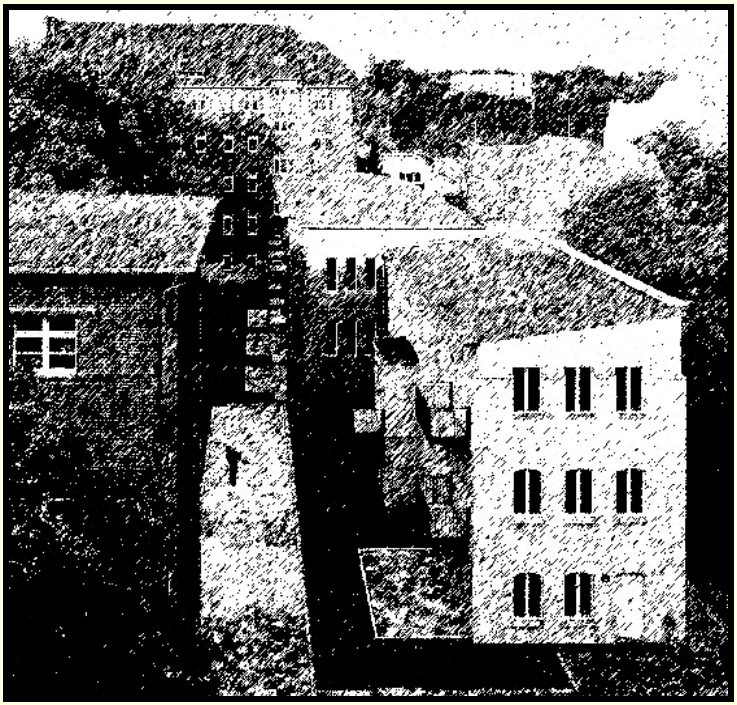
Nur wenig älter ist **I fratelli Dinamite** (Pagot, Nino; IT 1949), in dem die titelgebenden Brüder unter anderem gegen den Teufel ankämpfen, sonst sich mit Konzerten und Zirkus auseinandersetzen. Pagots Film ist mehr historisch als sonst bedeutsam. Im Hauptwettbewerb lief **Agora** (Slim, Ala Eddine; TUN/FR/SAU/KT, 2024), der den Pardo Verde gewann. Wunderschön gefilmt erzählt er eine mystische Geschichte über drei Verschwundene, die nach Jahren wiederkehren, aber nicht sich selbst sind. Liegt das daran, dass Krähe und blauer Hund das erträumen?

Es gab doch noch einige phantastische Filme, wo ich allerdings keine Gelegenheit hatte, diese anzuschauen und sie waren auch nicht in der nur schwach bestückten Digital Library vorhanden. **Akiko, der fliegende Affe** (Helmer, Veit; DE 2024) tönt phantastisch: ein Affe flieht aus dem Zoo, will seine Familie mit Hilfe anderer Tiere wiedersehen. In **Timestalker** (Lowe, Alice; GB 2024) reist Agnes durch die Zeit, um die grosse Liebe zu finden, wird immer wieder wiedergeboren. **Sew Torn** (Macdonald, Freddy; US/CH 2024) wiederholt immer

wieder die gleiche Geschichte in Variationen, um endlich die richtige Entscheidung zu treffen. **Fréwaka** (Clarke, Aislinn; IRL 2024) handelt von einer Agoraphobikerin, die Angst vor einem unheimlichen Wesen hat, das auch auf die Pflegeperson übergreift.

In Histoire du Cinema wurden die ausgezeichneten Filme **Children of Men** (Cuâron, Alfonso; GB JA US 2006) und **Indiana Jones and the last Crusade** (Spielberg, Steven; US 1989) gezeigt, offenkundigere phantastische Filme.

Für das Locarno Film Festival selbst hat es sich dieses Jahr gelohnt, 152000 Zuschauer*innen kamen, davon 62000 auf der Piazza Grande, ein Anstieg von 3.5%. Nur Freund*innen des phantastischen Films kamen mit wenig Ausbeute weg, selbst in der Columbia Retrospektive war keiner dabei.



DIE VERABREDUNG
Erzählung

Michael Wiedorn

Die mittags brennende Sonne wird nachmittags immer schwächer. Ich verbringe den Frühlingsmittag in einem Roman. Ein alter Mann liegt in einem Raum und weiß nicht, wie und wann er in das fremde Zimmer gekommen ist. Ich blicke immer wieder auf meine Uhr. Bevor ich zu meiner Verabredung gehe, möchte ich noch einmal in meine Wohnung. Der alte Mann liegt im Bett seiner verstorbenen Mutter. Er hat ihre Stelle eingenommen. Er ist sie. Alte Türkinnen vermummt in Kopftüchern und langen, dunklen Mänteln laufen an ihre Rollatoren

gestützt an mir vorbei. Nahe des Sophie-Charlotten-Platzes liegt ein Altenheim. Der Mond scheint riesig und grell in das Zimmer des Alten. Das Fensterkreuz durchschneidet den Mond. Ich blicke auf die Uhr. Jetzt muß ich aber los. Das Buch wird zugeklappt und ich stehe von der Bank auf. Ich blicke auf das Polizeigebäude auf der anderen Seite des Platzes. Harter, grauer Stein. Vor dem Überschreiten des Kaiserdammes schaltet die Ampel auf rot. Während des Wartens schaue ich auf die Uhr und es ist 17 Uhr 52. Das Grün läßt auf sich warten. Mein Termin ist um 18 Uhr und ich werde erst um 18 Uhr die andere Straßenseite erreicht haben. Der Kaiserdamm ist so breit, daß man kaum die andere Seite sehen kann. Der alte Mann kann das Bett nicht mehr verlassen. Endlich wird es grün. Seine Knie sind völlig versteift. Ich überquere die Straße und laufe nach links, biege dann links in die Schillerstraße, dann nach rechts in die Fritschestraße. Meine Beine eilen. Ein plötzlicher Schmerz erschüttert mein linkes Knie. Der Alte nimmt den Platz seiner Mutter ein. Sie war blind, taub und lahm. Mein Schlüssel schließt die Haustüre auf und ich

steige in den bereitstehenden Aufzug und fahre aufwärts. Nachdem ich die Wohnungstüre aufgeschlossen habe, blicke ich auf das Zifferblatt. Es ist 18 Uhr 05. Im Badezimmer blicke ich in den Spiegel und schmiere mir Sonnencreme auf mein rot brennendes Gesicht. Das Gesicht des alten Mannes ist das Gesicht seiner toten Mutter. Oft schon kam ich pünktlich zu einer Verabredung und mußte dann lange auf den Anderen warten. Ich ziehe ein sauberes Hemd an. Bin ich jetzt fertig? Noch einen Schluck dunkel gewordenen, grünen Tee.

Jetzt bin ich abflugbereit und verlasse mein Heim. Ich steige in den Fahrstuhl und fahre abwärts. Als ich unten aussteige, sehe ich einen alten Mann die Kellertreppe herabsteigen. Er dreht sich zu mir um und blickt mir in das Gesicht. Der Mond wird nachts auf das Gesicht der Verstorbenen strahlen.

ELLA IST SICH NICHT MEHR SO SICHER

Erzählung

Adrian Brauneis

Die Wohnung hatte lange leer gestanden, als die neuen Mieter schließlich einzogen. Und das merkte man ihr auch an. Die Luft war schal. Seit Jahren hatte hier wohl niemand mehr gelüftet. Die Dielen ächzten schrecklich und die Wände waren fleckig. Staub und Spinnweben gab es überall zuhauf und hier und da huschte ein Mäuschen, das wohl schon geglaubt haben mochte, sich des alleinigen Besitzes der

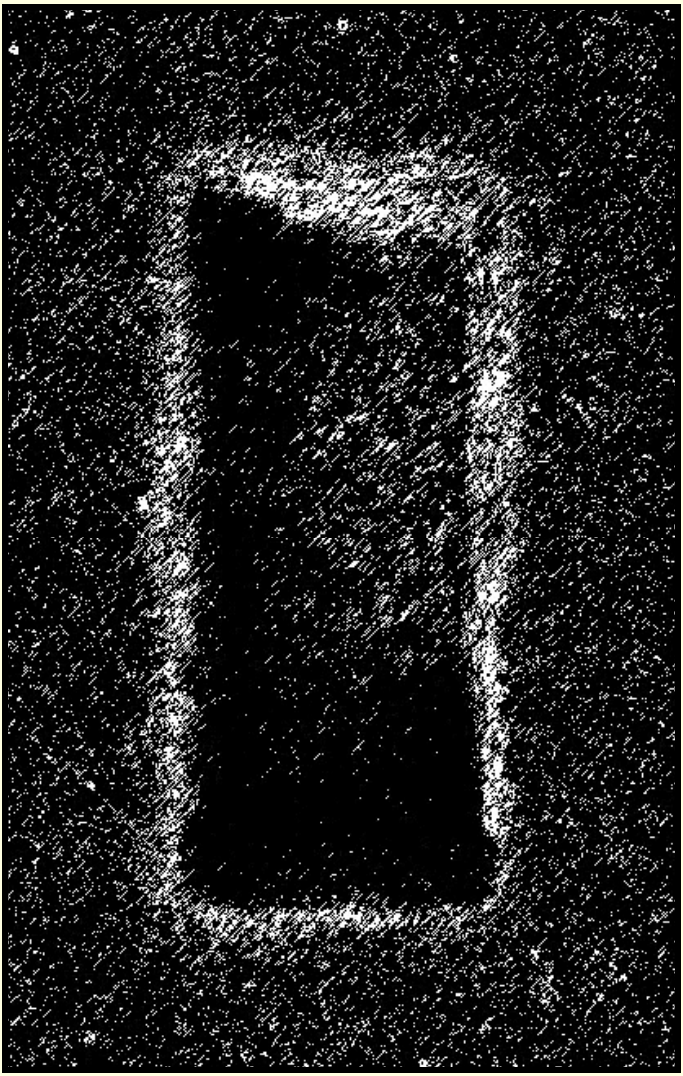
Wohnung sicher sein zu dürfen, durch die Zimmer, um sogleich in einem passenden Loch zu verschwinden. Vielleicht waren es auch viele Mäuschen. Aber Ella war all das egal. Sie freute sich auf ein Zimmer, das nur ihr gehören sollte. Mochte ihr Bruder, er war ja noch so klein, kaum ein Wort konnte man mit ihm sprechen und schon gar nicht vernünftig mit ihm spielen, mochte ihr kleiner Bruder also seinen Unsinn treiben, sie musste das nun nicht mehr kümmern. In der neuen Wohnung würde sie endlich ganz mit sich allein sein können. Und so war es auch. Ella bekam ihr Zimmer. Und bald schon war alles Ungeziefer vertrieben und das Zimmer so weit gelüftet, gereinigt und, wo nötig, ausgebessert worden, dass das Kind es auch beziehen konnte. Aber Ella zog nicht alleine ein. Das Zimmer sollte dem Kind allein gehören, bewohnen würde es mit ihm jedoch die Schar seiner Puppen. Auf die konnte Ella nicht, hätte sie nie verzichten können. Jede war für sie wesentlich, sozusagen ein Teil von ihr, und alle zusammen füllten Ella aus. Mit ihren Puppen spielte sie, selbst wenn sie recht eigentlich gar nicht mit ihnen spielte. Selbst

wenn sich das Mädchen nicht einmal im gleichen Raume aufhielt, so war es in den Augen seiner Puppen doch um nichts weniger, das war gewiss, stets all das, was zu sein es sich vorstellte. Ihren Puppen war Ella die mal gestrenge, mal besorgte Mutter, war ihnen ein andermal ein reifes Geschwister, das voller guter Ratschläge steckte, oder auch nur die beste Freundin, mit der man ewig Gespräche führen und auf die man sich immer verlassen konnte; immer aber war sie ihnen einfach Ella. Kaum waren Ella und ihre Puppen nun in das neue Zimmer eingezogen, da machte das Kind eine wunderliche Entdeckung. Eine der Dielen war locker. Mühelos ließ sie sich von kleinen Kinderfingern anheben. Und weil Ella nicht allein, weil sie all ihre Puppen nun schon bei sich hatte und weil sie sich vorstellen konnte, wie die in ihr eine mutige Ella sahen, hatte das Kind auch gar keine Scheu, einen Blick hinein in das Dunkel zu werfen. Was aber entdeckte sie da? Es war ein Plüschtier, das man dort vergraben hatte! Beherzt zog Ella es heraus. Ein Plüschtier war das aber eigentlich nicht, dachte Ella, als sie den Gegenstand

nun gründlich studierte. Es fühlte sich wohl an wie ein Plüschtier. Was sie da unter dem Zimmerboden entdeckt hatte, ähnelte jedoch keinem Tier und auch sonst keinem Ding, dessen Namen sie zu nennen gewusst hätte. Um sich aber ganz, ganz sicher zu sein, begann die kleine Ella nun all ihre Bilderbücher zu durchblättern. Womöglich hatte sie jene Kreatur ja doch schon einmal gesehen. Sie suchte jedoch erfolglos. Keines ihrer Bücher wusste von der Existenz jener eigentümlichen Gestalt. Und sie konnte es sich auch nicht, denn Ella war ein kluges Kind, aus all den Teilen all der Lebewesen und Dinge, die sie kannte, im Geiste zusammensetzen. Nichts, aber auch gar nichts schien hier miteinander zusammenzupassen. Ganz gleich, wie Ella die Sache auch anging, irgendetwas schien nie recht zu stimmen. Wie war das möglich? Je länger diese Frage nun in Ellas kleinem Kopfe umherschwirrte, desto unsicherer fühlte sie sich. Und dass sie selbst gar nicht recht zu sagen wusste, weshalb, machte das Ganze nur noch schlimmer. Da packte das Kind noch einmal beherzt zu, stopfte den Fremdling zurück in sein schwarzes Loch und be-

grub ihn dort, sich fest vornehmend, die ganze Sache vergessen zu wollen, wieder. Das, musste Ella rasch feststellen, war allerdings leichter gesagt als getan. Denn wann immer sie fortan ihre Puppen betrachtete oder auch nur an ihre Puppen dachte, ihre Puppen, die es der kleinen Ella immer so leicht gemacht hatten, ihnen Mutter, Geschwister oder Freundin oder eben einfach irgendjemand zu sein, musste sie an jenes ihr unbegreifliche Geschöpf denken und sich, dabei wollte sie das gar nicht, fragen, was dieses Geschöpf, dessen Namen sie nicht zu nennen wusste, von ihr denken mochte. Wer mochte sie in seinen Augen bloß sein? War sie in seinen Augen überhaupt jemand? Oder irgendetwas? Oder niemand? Womöglich nichts? Das ganze Gebäude schien zu schwanken, während sich Ella, von einer zur anderen taumelnd, in einem Dickicht aus Fragen verlor, bis zuletzt die eine Frage alle anderen übertönte: Was war eigentlich gewiss? Wo doch dieses fremdartige Ding in keine Schublade passen wollte! Da blieb nur zu hoffen, dass das Ding, wo sich sein Wesen ja nicht erfragen ließ, so großmütig sein würde, sich

von selbst zu offenbaren. Vielleicht galt es bloß, besonders nett zu ihm zu sein. Ja, dann würde es seinen Namen gewiss verraten! Und so wurden also kleine Geschenke an jener Stelle des Zimmers hinterlassen, wo das unerkannte Ding verborgen lag. Mal war das ein Glas Milch, mal ein Teller Kekse und an anderen Tagen selbstgemalte Bilder, auf denen Ella hoffentlich als ein liebes kleines Mädchen erschienen war. Keines dieser Geschenke wurde jedoch angenommen. So ward denn mit großem Schrecken festgestellt, dass das wohl alles Gaben waren, über die sich ein liebes kleines Mädchen sehr gefreut hätte, die jenen Unbekannten aber womöglich ganz und gar nicht begeisterten. Und da brach die Verzweiflung schließlich aus. Weinend und schluchzend, denn so konnte es nicht weitergehen, wurde das rätselhafte Wesen angefleht, es möge sich erbarmen und doch bitte, bitte, bitte mit der kleinen Ella spielen.



81 BEGRÄBNIS FÜR ZWEI
Erzählung

Volkmar Klundt

Der alte Mann, der der einen Handwagen mit allerlei Werkzeug und seiner toten Frau beladen über das Kopfsteinpflaster der Innenstadt zog, keuchte mächtig. Der Wagen rumpelte dahin, die Beine der Toten baumelten im Takt.

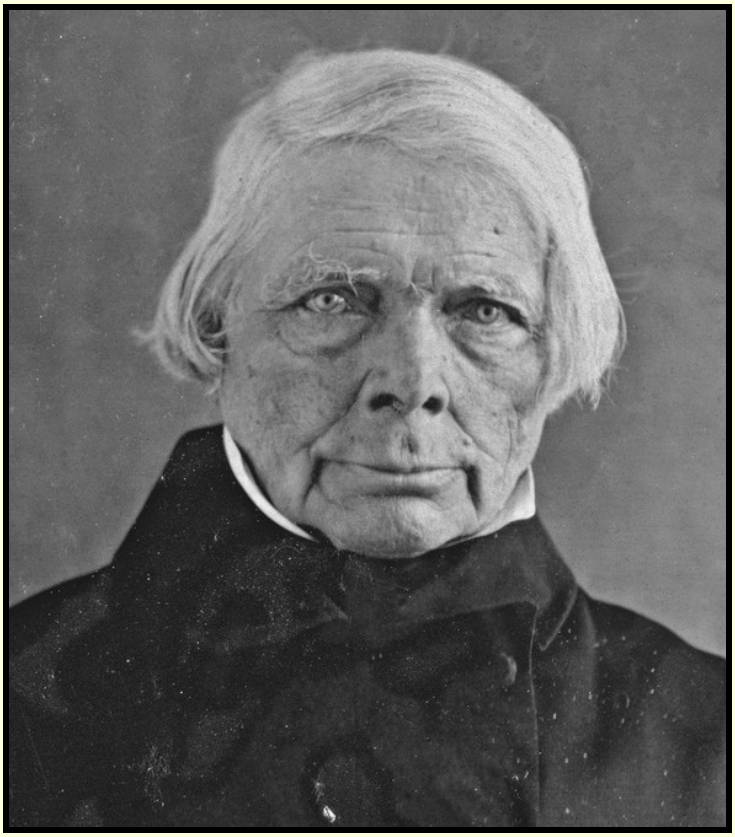
Schließlich war er so erschöpft, dass er nicht mehr weiterkonnte. Er lud die Tote aus, setzte sie mit dem Rücken gegen eine Häuserwand und begann an unbefahrener Stelle das Pflaster aufzubrechen. „Sollst sehen, das kriegen wir schon."

Als nach Stunden das Grab fertig war und er sich zu der Toten umdrehte, hatten mitleidige Passanten der vermeintlich betrunkenen Schläferin einige Münzen hingeworfen, die der Alte kopfschüttelnd einsteckte.

Noch auf dem Nachhauseweg fragte er sich, wo sie wohl das Geld versteckt hatte, hatte er sie doch, bevor er sie in den Handwagen legte, gründlich durchsucht.

Na, sie war immer schon knausrig. Sie zog das Geld an wie andere Leute die Fliegen.

„Wenn man so lange zusammen lebt, dann kennt man sich, was Meta?“, dachte er bei sich.



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854)

MÜNDET ALLES IN MATHEMATIK? (SCHELLING)

Einstein 121

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:
– Plotin: Plotins Schriften. Band IIIa. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1964. Zitiert als „Plotin IIIa“.
– Popper, Karl R.: Die Welt des Parmenides. 2001 Piper Verlag, München.
– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Werke 6. Von der Weltseele. Frommann-Holzboog, Stuttgart 2000. Zitiert als „Weltseele“.

Noch ein Wort zu den allergenauesten (hier: mathematischen) Erklärungen, mit welchen die „Experten“ bezüglich der Wirklichkeit uns versehen. Neulich noch (etwa um 1500) galt die Vorstellung, die Erde sei das Zentrum des Universums, und der gesamte Kosmos drehe sich um unseren Planeten. Begründen kann man dies unter anderem mit der Vorstellung, daß, sollte unser eigener Planet sich drehen (wie es wirklich der Fall ist), so müßte dies bei einem durchschnittlichen Umfang von 40 000 km und bei einer tagesgleichen Umdrehung von 24 Stunden also mit einer Geschwindigkeit von 1667 km pro Stunde geschehen (in der Nähe des Äquators). Mit diesem Tempo (fast 1700 km pro Stunde) bewegen wir uns alle in Äquatornähe. Das allerdings, meint man, müßte einen denn doch wohl von den Füßen reißen.

Nun ist es tatsächlich so, daß wir uns – ohne das geringste davon zu merken – tatsächlich mit diesem atemberaubenden Tempo mitsamt dem Erdboden drehen oder bewegen. Wir merken davon nichts, weil der Planet alles (Luft, Wasser, den Boden,

uns selber) drehend, rotierend mit sich nimmt. So daß alles in schierer Beharrlichkeit erscheinen möchte. So, wie wir es und uns ja auch als feststehend auf diesem sich drehenden Körper wahrnehmen oder empfinden.

Auf der anderen Seite argumentierten Kopernikus und andere, dem alten Ptolemäischen Weltbild (mit der Erde als Zentrum des Universums, um welches sich angeblich alles dreht) kritisch gegenüberstehende Leute, müßte sich ja der Himmel, sofern die Erde fest stünde, je weiter er entfernt ist, umso schneller um die Erde drehen. Mit anderen Worten: je größer die Distanz dort hinaus zu den Sternen, umso schwindelerregend schneller müßte alles andere dort draußen um die Erde herumwirbeln. Und dieser Gedanke, folgerte Kopernikus, ist viel verrückter, als die Vorstellung, daß zunächst bloß die Erde sich drehe.

Nun wissen wir alle, durch aus dem Weltraum, selbst vom Mond geschossene Fotos, daß die Erde annähernd als Kugel sich im Weltraum um die Sonne bewegt. Über unsere schlagkräftige, nicht zu überbietende Sichtweise (Fotos aus dem Welt-

raum von der Erde aufgenommen) verfügten sie früher natürlich nicht. An dieser Stelle traten also, sich überlegen dünkend, jene Leute auf, welche die Erde zum stillstehenden Zentrum des Universums erklärten. Sie argumentierten „wissenschaftlich“ mit allen möglichen, uns heute absurd vorkommenden Zyklen, Epizyklen und anderen verschlungenen Kreisbahnen, die beobachtbaren Bewegungen der Planeten des Sonnensystems zu „erklären“.

Wohl gelang es, selbst mit diesen höchst komplizierten Berechnungen das allermeiste sogar richtig zu deuten. Indes, an diesem Beispiel sieht man gleichwohl, wie falsch die „genaueste“ mathematische oder sonstige Berechnung (selbst mit einzelnen stimmigen Voraussagen) sein kann, wenn denn die Grundlage völlig falsch ist.

Dieses Beispiel (der angeblich stillstehenden Erde sowie des diesen Gedanken vertretenden Heeres von „Experten“, wenn auch vor Jahrhunderten) sollte uns in der Tat etwa vor Mathematikern warnen, welche den natürlichen Alterungsprozeß im Rahmen der Einstein’schen Relativitätstheorie schlicht per mathematischer Formel

wegerklären. Man bedenke, die Welt beruht nicht bloß auf Zahlen (oder mathematischen Formeln), wie diese „Experten“ in ihrer eingeschränkten Sichtweise anzunehmen pflegen.

Ist „die Zahl“ also „Ursprung und Quell aller Dinge“, wie Plotin nahelegt? Nein, das ist sie nicht! Was immer inhaltlich vorliegt, man kann es vermessen oder zählen. Doch Zahlen geben keinerlei Aufschluß über sein Wesen. Oder, nochmals, wollte jemand im Ernst Gott auf eine Zahl reduzieren?

Prompt kommt Plotin damit zu der Auffassung, daß man auch die Seele (Daimon, Genius, Unterbewußtes) zahlenmäßig auffassen oder bemessen könnte:

> „Somit ist die Seele Zahl, wenn sie denn Substanz ist.“ (Plotin IIIa, S. 209)

Was aber ist die Seele? Ist ausgerechnet die Seele eine Zahl? Ist sie konkret abzugreifen, etwas, was man mithin messen – buchstäblich befingern – könnte? Wenn ja, dann kann man sie auch als Zahl ausmesen oder betrachten. Und wenn nein? Man lege uns die uns allen innewohnende Seele mit ihren

– wohlgemerkt – „magisch“ erscheinenden Eigenschaften vor. Und man sage uns, was man da noch „befingern“ (also auch zählen) könnte!

Nochmals etwas zur Funktion der Seele.

Ich denke an etwas; der Name oder Ort dorthin fällt mir nicht ein; fünf Minuten später erinnere ich mich aber plötzlich, und würde also normalerweise sagen: „Es ist mir wieder eingefallen“. Ist es „mir“ wirklich wieder eingefallen? Oder sollten wir (bei Verstand besehen) nicht besser gewärtigen, daß da seelisch etwas in uns drin ist, das unsere äußerst mangelhafte Erinnerung zur gegebenen Zeit auf den neuesten Stand bringt, um uns entsprechend das Gewünschte, vorübergehend Vermißte zu liefern?

Wir alle werden also – erinnerungsmäßig – von unserem Unterbewußtsein mit Anregungen wie Informationen gespeist und versehen. Ohne selbiges (Unterbewußtes) könnten wir demnach überhaupt nicht denken. Mit Schelling, dem Philosophen, besagt dies: ohne Gott können wir nicht denken. Ohne Gott (in uns drinnen) können wir nichts beginnen. Ohne Gott sind wir

gar nichts. Ohne Gottes Mitwirkung oder Hilfe würde uns am Ende nicht einmal mehr unser eigener Name einfallen, von anderen Umständen ganz zu schweigen!

Mathematische, von der Realität losgelöste Vorstellungen oder Fiktionen. Gibt es eine unendliche Linie im All? Läßt sich die vorgestellte oder eingebildete größte Zahl gedanklich verdoppeln? Verlangt die schlechte Unendlichkeit „reines Denken“?

Nochmals Plotin, und immer noch die uns in ihren Bann schlagenden, indes verwirrenden Zahlen. Denn mit Zahlen kann man im Kopf (abseits der Wirklichkeit) beliebig operieren, um es einmal freundlich auszudrücken. Wie das?

> „Wie ist aber das aufzufassen, was man unendliche Zahl nennt? Denn unsere Darlegungen geben der Zahl eine Grenze; und doch mit Recht, wenn es überhaupt eine Zahl geben soll; denn der Begriff des Unendlichen steht in Widerspruch mit der Zahl. Weshalb also sagen wir ‚die Zahl ist unendlich’? Etwa so, wie wir von der unendlichen Linie sprechen (wir nennen aber die Linie un-

endlich, nicht weil ihr eine derartige Beschaffenheit zukäme, sondern weil es möglich ist, auch bei der ausgedehntesten, z. B. der des Alls, immer noch eine größere zu denken), ist es etwa so auch bei der Zahl? Denn wenn man weiß, wieviel die gesamte Zahl beträgt, kann man sie in Gedanken verdoppeln, ohne sie mit jener in Verbindung zu bringen. Denn wie könntest du das, was allein in dir Gedanke und Vorstellung ist, an die seienden Dinge binden? Oder wir müssen sagen, daß es in der geistigen Welt eine unendliche Linie gibt.“ (Plotin IIIa, S. 209)

Wir haben hier also nochmals die Vorstellung der Zahlen hinsichtlich der Wirklichkeit und hinsichtlich der Fantasie vor uns. Der Mensch ist frei. Er kann in seinem Kopf herumwälzen, was ihm gut dünkt. Er kann sich fliegende Elefanten mit zwölf, vierundzwanzig oder auch hundertachtzigtausendeinhundertdreizehn Flügelpaaren vorstellen.

Was hat indes die wilde Fantasie mit der Wirklichkeit zu schaffen? Nun, bei allem

Fantasieren: die Wirklichkeit holt uns irgendwann ja doch wieder ein. Dies, ganz unabhängig oder abgesehen von allen – beliebigen – Zahlen.

Also, gibt „es“ mit Plotin „in der geistigen Welt eine unendliche Linie“? Ja, in der geistig versponnenen Welt sehr wohl. Und gibt es dieselbe unendliche Linie in Wirklichkeit? Nein. Warum nicht? Weil der Weltraum in sich selbst gekrümmt, also zurückgekrümmt ist. Demnach gibt es, genau genommen, überhaupt keine gerade Linie, und schon gar keine unendliche.

Das ist ähnlich wie auf der Oberfläche der Erde, einer Kugel: gibt es auf derselben einen höchst geradlinigen, ebenen, die Krümmung der Kugel vermeidenden Pfad? Nein, den gibt es jedenfalls nicht auf einer Kugel, denn dieselbe ist – wenn auch infolge ihrer Größe – unmerklich gekrümmt.

Was nun aber die „Unendlichkeit“ im unaufhörlichen Zahlenspiel betrifft: können wir uns die Größe „unendlich“ überhaupt denken? Wir bilden uns das zu allermindest jedenfalls ein. Können wir diese „gedachte“ Unendlichkeit dann gleich auch noch verdoppelnb? Ja, wir bilden uns ein, wir kön-

nen das – mit der Wirklichkeit entzogenen, inhaltlich nichts bedeutenden mathematischen Reflexen.

Wir erkennen indes deutlich, das (etwa beliebig viele Unendlichkeiten zu erwägen) kann nur eine unbegründete Vorstellung, gewissermaßen ein Spiel sein (die Gedanken sind frei, auch zu jedem Unfug). Daß solche Vorstellungen bloß ein Spiel sind, liegt daran, daß sie des Inhalts entbehren. Sobald wir den mitunter schwer erklärbaren Inhalt hinzufügen, dann zerschellt ganz schnell das „unendliche“ Spekulieren, und die Wirklichkeit greift Platz.

Vor allem auch Hegel nennt die Vorstellung von einer von der Wirklichkeit losgelösten Vorstellungswelt „die schlechte Unendlichkeit“. Sie ist also die des reinen, schweifenden, grenzenlosen, von der Wirklichkeit nicht gezügelten, schrankenlosen Denkens. Oer besser doch: die des Meinens oder vielmehr des Fantasierens.

Dies gilt, mit einer sicheren Ausnahme allerdings: es gibt nämlich ein für das gesamte Sein veranrwortliches Etwas, welches wir, weil es ohne Anfang und Ende ist und sein muß, Gott zu nennen pflegen. Die-

ser Gottes-Größe können wir auch infolge ihrer Zeitlosigkeit die Unendlichkeit zuschreiben. Indes aber, gleichzeitig läßt sich das so Unfaßliche, so Unendliche, so Rätselhafte (also Gott) auf den Boden der Tatsachen herunterholen. Wie das?

Indem wir etwa gesundheitshalber an „ihn“ appellieren (ihn also anrufen), per Gebeten oder per Coué’schen Sprüchen. Und siehe da, was geschieht dann? Wir werden tatsächlich, wie gewünscht, gesund sein oder gesund werden, in mindestens 70 % aller Krankheitsfälle, schwerste Leiden inbegriffen (falls den Umständen nach möglich). Ist demnach ein „Wunder“ geschehen? Gott ist real, und er erfüllt unsere Wünsche, falls dies also den Umständen nach möglich ist. Also, es hat sich kein „Wunder“ (im Sinne von etwas Unerklärlichem) vollzogen. Sondern Gott hat gehandelt und sich damit indirekt gezeigt. Und wir lernen (nicht nur) daraus: „er“ ist vorhanden. So sind vermeintliche Wunder möglich.

Karl Raimund Popper (1902 in Wien geboren, 1994 bei London gestorben) war britischer Philosoph und Wissenschaftslogiker

österreichischer Herkunft. Er vertritt hinsichtlich der irrationalen Zahlen: die Kosmologie ist nicht aus natürlichen Zahlen ableitbar (wie die Griechen dachten):

> „Die euklidische Geometrie ist keine Abhandlung über abstrakte axiomatische Mathematik, sondern eine Abhandlung über Kosmologie, sie war ein Vorschlag Euklids, um ein Problem zu lösen, das in der Kosmologie aufgetaucht war, das Problem, das durch die Entdeckung der irrationalen Zahlen aufgeworfen worden war. … Die Entdeckung der irrationalen Zahlen zerstörte das pythagoräische Programm, die Kosmologie (und die Geometrie) aus der Arithmetik der natürlichen Zahlen abzuleiten.“ (Popper, S. 349 f)

Für irrationale Zahlen gilt: sie kennen keine periodische Wiederholung wie zum Beispiel Pi (3,14…) oder die Wurzel aus 2 (sie haben also unendlich viele Nachkommastellen). Sie gehen demnach ins Unendliche (über aber infolge ihrer Kleinheit sich im unendlich Kleinen verlierenden Beträgen). Neh-

men wir etwa Pi konkret, womit also der Kreis beschrieben wird: die Tatsache, daß sich die Ziffernfolge von Pi im Unendlichen verliert, hat keinerlei praktische Auswirkung etwa auf Bewegung und Rundlauf eines Reifens oder Rades. Wir sind hier also nur mit einem rein theoretischen Problem beschäftigt.

In Betrachtung des eindeutig gekrümmten Weltraums muß die klassische Geometrie Euklids in der Tat versagen. Betrachten wir entsprechende Oberflächen: ein „normales“ flächenmäßiges Dreieck läßt sich auf einer gekrümmten Kugel wie auf der Erde nicht zeichnen, denn die Winkel werden infolge der Krümmung der Erdoberfläche größer. Entsprechendes gilt im gekrümmten Raum: seine Winkel entsprechen nicht mehr der flachen theoretischen Ebene, sondern sie „wölben sich auf“, ganz wie auf der gekrümmten Erde. Eine entsprechende Winkelsumme hat also nicht mehr die klassischen 180 Grad, sondern infolge der Wölbung deutlich mehr.

Wir sehen also, wie die rein winkel- oder zahlenmäßige Betrachtungsweise allein schon an Form und Struktur des Raumes

scheitert. Ist die Mathematik demnach das Maß aller Dinge? Wohl kaum. Auch nicht, weil sich die Ziffern (etwa von Pi) – ohne jegliche greifbare Konsequenz – im unendlich Kleinen verlieren.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854) fragt: Mündet alles in eine universelle Mathematik? Waren Zahlen das erste, womit die Götter sich befaßten?

Vgl. Schelling, F. W. J.: ‚Allgemeine Uebersicht.' 1797/98, … S. 180 f:

> „Wenn man nämlich sich fragt, was auf diesem Wege [auf dem mathematischen Wege] aus unsern Wissenschaften werden, und in welche Universal-Wissenschaft sie endlich sich alle auflösen werden, so ist die Antwort darauf: in eine universelle Mathematik. Dagegen wird, wie leicht vorauszusehen, eingewendet werden, daß nicht jedes Object Gegenstand einer mathematischen Construction seyn könne: woran man auch ganz recht hat, wenn man darunter geometrische Construction versteht. Allein – nichts ist, was nicht der Zahl fähig wäre, sagt Leinbnitz

schon, und in diesen wenigen Worten lag der Keim seiner Erfindung der höhern Analysis. Denn was anders ist durch diese Erfindung bewerkstelligt worden, als Zurückführung aller Construction auf Construction durch Zahl – Zurückführung aller äußern Anschauung auf innre, kurz Verallgemeinerung des Idealismus der Analysis. … Wenn aber die ganze Mathematik zur Analysis erhoben wird, so ist evident, daß nichts, was nur Gegenstand des Wissens (im strengsten Sinne) ist, außerhalb ihres Umkreises fallen kann, denn wenn der Raum nur Form der äußern Anschauung ist, so ist dagegen die Zeit Form der Anschauung überhaupt, alles was ist, ist eine Function der Zeit, selbst Qualitäten, (die man bisher als des Calculs unfähig ansah), lassen sich als Geschwindigkeiten construiren, und so wird man, wenn erst die Analysis selbst eine Erweiterung gewonnen hat, die nicht ausbleiben kann, bald kein anderes als mathematisches Wissen kennen, und der transcendentale Geist, der in der Mathematik zuerst seinen Ursprung

> nahm, wird so zu seiner Quelle zurückkehren. Daß nun, wenn diese Methode allgemein werden wird, aller Empirirmus in den Wissenschaften aufhören müsse; … leuchtet ebenso klar ein, als daß die Mathematik zu der Evidenz ihrer Sätze aller Erfahrung entbehren könne.“ (Schelling: Weltseele, Erklärende Anmerkungen, S. 278)

Nach diesem Zitat brauchen wir keine Empirie {Erfahrungswissenschaft] mehr, desgleichen, Erfahrung ist also nicht mehr erforderlich: nunmehr reicht (ganz im Einstein’schen Sinne) das „reine (mathematische) Denken“? Indes, reicht es wirklich, in Sachen Welterklärung sich abgehoben in den Wolken zu tummeln?

„als daß die Mathematik zu der Evidenz ihrer Sätze aller Erfahrung entbehren könne.“„ Jetzt sind wir dort also an der Stelle angelangt, wo das „reine Denken“ beginnt. Selbiges löst sich von aller Erfahrung, so daß man sich rein rechnerisch-mathematisch einbilden kann, was immer man will. Hier stellt sich indes die Frage, besteht die Welt eigentlich nur aus der Ein-

bildung, oder zufällig denn auch noch aus Fakten?

Hierzu, zu den Zahlen, ist nochmals anzumerken: Zahlen, wie der Name es ja besagt, sind zum Zählen da. Zum Beispiel zählt man sein Vieh: eins, zwei, drei Stück und so weiter. Oder die Bäume im Wald, eintausend, zweitausend, dreitausend und so fort. Zahlen sind also auf Dinge bezogen und insbesondere abhängig von ihnen. Ohne Dinge, die sich zählen lassen, keine Zahlen. Die Zahlen sind also ein gewiß nützliches Erzeugnis des Betrachtens und des Denkens, indes stellen sie aber doch nur ein Nebenprodukt dar. Und jetzt erheben sie sich plötzlich über die zugehörigen Umstände oder Dinge?

Da werden sie, die Zahlen, plötzlich zum allerersten Maßstab für Gott oder die Götter erhoben (so, als ob Gott oder die Götter sich rein rechnerisch auszählen lassen würden).

In der Relativitätstheorie gewärtigen wir plötzlich, wie nur noch auf Zahlen (oder auf mathematische Beweise) geschaut wird. Zwillings-Brüder bewegen sich unterschiedlich schnell im Weltraum. Ihr Alter fällt al-

leine auf Grund der verschieden schnellen Bewegung nun auf einmal krass auseinander. Ob wir auf diesem Wege nicht unversehens auch zur Unsterblichkeit gelangen werden? Die mathematische Berechnung macht's möglich? Ja, wenn Unsterblichkeit, dann aber nur „mathematisch", auf dem Papiere, nicht in Wirklichkeit. Jedenfalls nicht auf diesem Wege.

Diese (mathematische) Betrachtung sieht also vom wirklichen Alterungsprozeß und seinen Bedingungen ab. Was aber hat das noch mit Wissenschaft zu tun, wenn man also von allen konkreten Bedingungen absieht und sich auf ein rein rechnerisches Gedankenmodell stütze oder vielmehr kapriziere?

Man fühlt sich dabei an den magischen Zauberer früherer Zeiten und an sein Tuch erinnert, welches er wegzieht – und fugs flattert unter demselben eine verborgene Taube, scheinbar aus dem Nichts kommend, hervor. Heute arbeitet man nicht mehr mit solch verhüllenden Tüchern, sondern man breitet schwer durchschaubare mathematische „Beweise" darüber, um das Publikum

zu blenden. Versteht sich, alles im Namen der „exakten“ Wissenschaft.

Wir sehen aber auch im Schelling’schen Zitat, daß er, Schelling, von einer „Universal-Wissenschaft“ träumt. Eine Wissenschaft, in welcher alle anderen Wissenschaften aufgehen. Und selbstverständlich ist diese Universal-Wissenschaft – ausgerechnet! – die rein formale, inhaltlich nichtssagende, leere Mathematik. Und vielleicht vollzieht man diesen Vereinigungs-Gedanken auch nur, weil man sich über Zahlen, Ziffern und rätselhafte Schnörkel wie Zeichen über die wissenschaftlichen Grenzen hinweg verständigen zu können meint. Die Sprache, auch die mathematische Sprache, sie verbindet, doch sie erklärt nicht.

Im Zitat bei Schelling sehen wir interessanterweise,

„alles was ist, ist eine Function der Zeit, selbst Qualitäten … lassen sich als Geschwindigkeiten construiren“. Wir entnehmen also, wie eng Zeit und Geschwindigkeit zusammenhängen. Man könnte fast meinen, Einstein hätte Schelling gelesen und dann versucht, ihn, Schelling, insofern

umzusetzten. Wenn denn alle Erkenntnisse sich als Geschwindigkeiten darstellen, dann muß man ja nur schnell genug fliegen, um beispielsweise nicht mehr zu altern (und mithin die Naturgesetze gottgleich außer Kraft zu setzen).

Glaubt Schelling hier, an dieser Stelle, im Ernst, alles wäre eine Funktion der Zeit? Und alle Qualitäten ließen sich von Geschwindigkeiten ableiten?

Nochmals dieser schon erwähnte Punkt. Insofern, als demnach auch Schelling uns hier, an dieser Stelle, die rein abstrakte, theoretische, insbesondere von jeder Wirklichkeit losgelöste Darstellungsweise empfiehlt:

> „Daß nun, wenn diese Methode allgemein werden wird, aller Empirirmus in den Wissenschaften aufhören müsse“ (Schelling).

Die Wirklichkeit, entnehmen wir Schellings theoretisch-mathematicher Erwägung, sie kann demnach ganz verschwinden. Die Empirie (Wirklicheit und mit ihr verbundene Wissenschaft), sie ist nicht mehr erfor-

derlich. Wir brauchen die Realität nicht mehr. Wozu auch? Wir haben ja unsere leeren, abstrakten, jeglichen Inhalts entbehrenden Zahlen!

Also, nochmals zum praktischen Vergleich: ich will ein Schnitzel essen. Selbiges besteht aus Fleisch mit Beilage, Kartoffeln, Salat, über einen Teil des Gedecks ergießt sich geschmackshalber etwas Soße. Was raten uns Schelling und Einstein an dieser Stelle? Sie empfehlen uns nicht Fleisch und Soße, sondern bloß die Formeln davon, das entsprechende mathematische Gerüst oder Konstrukt zu verspeisen.

Guten Appetit, liebe Leserin und Leser, möchte man da sagen, sollten Sie sich darauf versteifen, die rein rechnerischen, auf Papier gekritzelten Zahlen und Formeln – statt des wirklichen Inhalts – verspeisen zu wollen!

„Und der transcendentale Geist, der in der Mathematik zuerst seinen Ursprung nahm“, erfahren wir des weiteren bei Schelling, „wird so“ folglich „zu seiner Quelle zurückkehren.“ Gott kann man, wollte man diesem Gedanken folgen, nur abstrakt, theoretisch, über fremde Zahlen, Ziffern und

Formeln begreifen. Wie falsch das ist, und übrigens wie unredlich, folgt alleine aus der unabdingbaren Erkenntnis unserer Gesundheit.

Selbige, wie erwähnt, ergibt sich ganz wesentlich auch aus dem (positiven) gesundheitlichen Denken sowie aus den der Gesundheit dienenden Sprüchen, wie der geniale Emile Coué sie vorschlägt. Dies, im Falle der Krankheit unterbewußt gesundheitshalber vermittelt, ist ein für uns äußerst bekömmlicher „Zugriff“ auf Gott. Und zwar ganz ohne Formeln oder sonstiges abstraktes Beginnen. Sondern, ganz im Gegenteil, der Vorgang, wie der französische Apotheker ihn beschreibt, ist ungemein schlicht, einfach, praktisch und nützlich. Und er kommt wirklich ganz ohne Zahlen und Formeln und andere derartige mathematische Gebilde aus.

Also Zugriff auf Gott? Ja! Aber außerhalb aller zahlenmäßigen Gerüste!

Man sieht an dieser Stelle aber auch, wie weit die „transzendentale“ mathematisch-abstrakte Gottesbetrachtung bei Schelling sich von der wahren, sich erfüllenden Wirklichkeit (alleine über Sprüche, ganz ohne

abstrakte Formeln oder dergleichen) entfernt. Dann – im Zitat – auch noch zu behaupten, die sich die von der (erfahrbaren!) Empirie und Wirklichkeit entfernende mathematische Betrachtung ganz ohne Wirklichkeit auskäme und daß sie gerade deswegen in Gottes Nähe oder zu seiner „Erkenntnis“ rücke, ist falsch und absurd!

Das Gegenteil ist der Fall! Gott ist uns – ganz unmathematisch – näher, als wir denken.

Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

WISSEN ODER GLAUBEN (PERTY 32) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks."

Zum Autor:

> „Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern." (Wikipedia)

Exakte Zukunftsvoraussagen, das ist doch etwas für Science-Fiction-Leserinnen und -Leser. Also bitte, die „Somnambule von Heineken“:

> „Sie sagte den Einmarsch der Russen in Hamburg genau vorher und erwähnte am 17. Juli, daß man am 20. in Bremen große Unruhen haben und unerwartet viele Truppen ankommen würden [1861 veröffentlicht], wodurch ein Beamter, den sie nannte, so in Verlegenheit gerathen würde, daß er ausrufen werde: ich weiß nicht mehr, ob ich hier Herr oder Knecht bin. Alles erfolgte wörtlich so.“ (Perty, S. 254)

Von der mondsüchtigen Somnambulen Christiane Käpplinger erfahren wir zur Gesundheit folgendes:

> „Als im December Gartensauerampfer, den sie sich zum Tranke verordnet, nicht mehr zu bekommen war, verlangte sie nach langem Nachsinnen neun römische Chamillenblumen. K. [Kerner] sagte ihr, er könne nicht begreifen, wie

> sie Sauerampfer durch die so verschiedene Chamille ersetzen wolle. Sie entgegnete empfindlich: 'Es komme ja nicht auf die Mittel an, sondern auf die m a g i s c h e K r a f t, die sich an die Mittel bindet und die nun die neun Chamillenblumen zum Leiter wählt, wie bisher die neun Blätter Sauerampfer', – woraus deutlich hervorgeht, daß all Dergleichen nur Vorstellung und Wille der Somnambulen ist und durch sie seine Bedeutung erhält." (Perty, S. 255 f)

Stellt sich die hochinteressante Frage, stimmt das soeben Zitierte wirklich. Wir entnehmen, es ist egal, welches Grünzeug die entsprechende Person zu sich nimmt, entscheidend ist bloß, daß sie glaubt, es wirke. Dann wirkt es! Mit anderen Worten: der Glaube bewirkt die Heilung. Dieser Effekt wird auch heutzutage bis zu einem gewissen Grade anerkannt. Er läuft unter dem Namen „Placebo" (heißt: „Ich will gefallen"). Gibt man also einer Versuchsperson (oder einem Kranken) ein inhaltlich völlig wirkungsloses Mittel, indes aber mit der Versicherung: das ist gut, das wirkt – dann

stellt sich eine deutlich positivere Wirkung ein, als wenn man kein Mittel mit Nebenbemerkung verabreicht hätte.

Stellt sich weiterhin die Frage, ist das eigentlich alles Unsinn? Die Antwort darauf lautet eindeutig: nein, das ist kein Unsinn! So, und warum nicht, werden heutzutage unzureichend informierte Leserin wie Leser fragen. Ich darf – vor Beantwortung dieser Frage – nochmals daran erinnern, wie Emile Coué, einer der bedeutendsten Menschen, die je lebten, auf die Methode mit seinen segensreichen Sprüchen kam.

Coué war Apother in Nancy. Wenn er ein und dasselbe Medikament an zwei Kundinnen oder Kunden verkaufte und bei dem einen Medikament vermerkte: „das ist gut, das wirkt“, bei dem anderen Medikament diese positive Empfehlung aber unterließ – so stellte sich bei dem Medikament, welches mit positiver Nebenbemerkung verkauft wurde, eine deutlich bessere Wirkung heraus, als bei dem anderen, bei dessen Verkauf Coué geschwiegen hatte.

Woher kommt das? Sind die Worte, die irgend jemand (hier: der Apotheker Coué) äußert, entscheidend für irgend eine Wir-

kung? Ja und nein. Denn man darf nicht übersehen, Coué sprach seine Worte ja nicht in den Wind hinaus, sondern er wandte sich mit seiner Empfehlung an eine Kundin oder einen Kunden. Oder unterließ die Empfehlung im zweiten Falle. Entscheidend ist also, daß die positiven Worte an jemanden gerichtet wurden.

Was aber spielt sich nun bei der Person an, welche mit positiven Worten hinsichtlich der verkauften Arznei bedacht wurde? Eigentlich sind immer zwei „Ansprechpartner“ vorhanden: das Ich der anderen Person UND ihr persönliches Unterbewußtsein. Beide hören und reagieren. Man darf sich hier nicht auf das beziehen, was Sigmund Freud unzureichend über das Unterbewußtsein geschrieben hat. Richtig ist (und davon findet sich bei Freud leider gar nichts), unser persönliches Unterbewußtsein wacht über uns, hört allem zu und setzt alles um, so, wie wir es wünschen, sofern dies den Umständen nach möglich ist. So erklärt sich die unterschiedliche Wirkweise desselben Medikamentes, welches der großartige Emile Coué an zwei Kundinnen oder Kunden verkaufte – mit oder ohne

positive Nebenbemerkung, welche also vom persönlichen Unterbewujßtsein des Kunden umgesetzt wurde – oder auch nicht, weil fehlend.

Dies ist der Kern des Ganzen. Es gibt zahlreiche weitere Überlegungen hierzu. Etwa, worauf (auf welche Krankheit) kann man überhaupt einwirken? Wie lange dauert es, bis wir Wirkung erzielen? Und so weiter. Ich empfehle Leserin und Leser, sofern sie sich mit diesem Gegenstand (der größten Entdeckung in der Geschichte der Menschheit) noch nicht vertraut gemacht haben, unbedingt das Buch Emile Coués mit dem Titel „Autosuggestion“ (zu Deutsch: Selbstbeeinflussung, auf Deutsch bei Jopp-Oesch erschienen) zu lesen. Darin sind 95 % aller Gesichtspunkte enthalten. Ergänzend lese man meinen etwa 30seitigen Artikel unter dem Titel „Die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit“. Ich bin auch unter anderen Etiketten in meinen Büchern auf das Thema eingegangen. Mein Artikel ist auch auf Englisch erschienen.

Hierzu möchte ich – in aller Bescheidenheit – noch etwas anmerken. Als ich im Jahre 2005 (nach langer Lektüre insbesondere

philosophischer Schriften, welche mich mein Leben lang immer schon interessierten) besagtes eindrucksvolles, anregendes, überzeugendes Buch von Emile Coué (Autosuggestion) gelesen hatte, dachte ich: wenn das stimmt… Ich probierte die Coué-Methode (also das Ausbringen kurzer positiver Sprüche) in einem verhältnismäßig geringfügigen Fall von Krankheit aus. Und das Ergebnis? Unvorstellbar! Es funktionierte! Meine spontane Reaktion damals: „Scheiße, das funktioniert ja wirklich!“

Leider gibt es im deutschen Fernsehen und in der deutschen Presse nicht den geringsten Hinweis auf diese großartige, dabei so einfache Coué-Methode (nämlich kurze positive Sprüche zu Gunsten der eigenen Gesundheit vorzubringen, zu sprechen, zu flüstern, zu denken – je nach Ort und Lage). Nachdem ich Emile Coué und seine großartige Methode (die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit!) für mich entdeckt hatte, schaute ich mir ein Jahr lang jede Sendung im deutschsprachigen Fernsehen zum Thema Medizin und Gesundheit an. Doch Emile Coué und seine großartige, dabei so einfache, absolut si-

chere Methode ist im deutschen Fernsehen nicht vorhanden. Dies ist leider eine Tatsache, von der man sich allerdings in keiner Weise abschrecken lassen darf. Auch nicht von hämischen Äußerungen über Emile Coué selber, einen der größten Menschen, die je lebten. Was für ein Vermächtnis für alle Zukunft hat er uns und den kommenden Generationen da hinterlassen!

Interessant ist natürlich auch in obigem Zitat, diese Möglichkeit oder Fähigkeit, das eigene (persönliche) Unterbewußtsein zu beeinflussen, wurde auch schon früher von anderen, so von der Somambulen, erkannt (das zitierte Buch Pertys wurde 1861 veröffentlicht). Ob man diesen Einfluß auf das persönliche Unterbewußtsein „magisch“ nennt, ist unerheblich. Wichtig ist die zitierte, in Pertys Buch S. 256 enthaltene Bemerkung: „… daß all Dergleichen nur Vorstellung und Wille … ist und durch sie seine Bedeutung erhält“. In der Tat, genau das schreibt auch Emile Coué: die Vorstellung ist entscheidend, der Wille ist nicht ganz so wichtig, kann den gesundheitlichen Effekt der vorgebrachten Sprüche aber doch deutlich verstärken. Also, das Vorstellungsver-

mögen ist ausschlaggebend, und zwar in positiver Beeinflussung unseres persönlichen Unterbewußten zu Gunsten unserer Gesundheit.

Man probiere es aus! Diese Methode ist vollständig ungefährlich. Worin besteht sie? Man soll sich etwas Gutes wünschen (Gesundheit). Kann dabei etwas Negatives passieren? Nein, es kann nichts Unangenehmes dabei geschehen. Fürchtet man die Reaktion der anderen, welche hämisch lachen werden, weil doch im Fernsehen nichts zu diesem Thema vorkommt? Man mache es alleine, man mache es selber, man schweige sich schlicht und einfach darüber aus.

Zunächst Schweigen beim ersten vollständig unschädlichen „Selbstversuch“ und wohl auch später (bis man sich dieser Methode ganz sicher ist) bringt des weiteren den Vorteil, daß niemand von den Uninformierten oder Zweiflern dazwischen reden kann. Denn selbst deren Gerede hört das persönliche Unterbewußtsein unvermeidlich zu. Und es setzt alles um, was uns beeindruckt (vielleicht, weil es lautstark vorgetragen wurde). Geht man so – zu-

nächst bedeckt – vor, dann wird einem das gelingen, was der oben zitierten Somnambulen und was Emile Coué und was so vielen, vielen anderen Menschen bereits geglückt ist: scheinbar „magischer“ Einfluß auf die eigene Gesundheit. Dabei ist doch bloß das persönliche Unterbewußtsein, jene großartige Kraft in uns, beteiligt.

Warum befassen wir uns mit diesem „magischen“, spiritistischen „Unsinn“? Weil – siehe auch die zitierte Somnambule weiter oben – da mehr dahinter steckt oder zumindest sein kann, als wir für gewöhnlich ahnen. Macht, Kraft, Überzeugung – und der Glaube. Der Glaube, wir haben es oft vernommen, er kann Wunder wirken; die Somnambule Susette B.:

> „Sie sei in ihrer Krankheit, sagte sie, im Stande, ihren Geist zu versetzen, wohin sie wolle. ‘Auch hat der Geist eine Macht, Dies oder Jenes geschehen zu lassen; Dies oder Jenes soll ertönen, zerbrechen, erscheinen usw., wie ja erfolgt ist: aber nur denen, welche glaubten, um sie darin zu bestärken. Die, welche nicht glaubten, sahen und hör-

ten nichts, denn es ist alsdann gut glauben, wenn man sieht und hört. Man muß vorher glauben.'„ (Perty, S. 263)

Wissen oder Glauben. Eins von beiden muß vorliegen, sofern man an die geniale Methode Emile Coués herangeht. Kann man beim ersten Male wissen? Nein, man kann nicht. Wie steht es insofern mit dem Glauben?

Wie ging ich selbst da ran, beim ersten Male? Ich wußte ja auch nicht, daß es unvorstellbar positiv wirken würde. Ich dachte nach Lektüre von Emile Coués wichtigem Buch „Autosuggestion“: „Das kann gut sein“. Man muß also – wenn auch vorsichtig optimistisch – positiv an die Sache herangehen. Man darf sie nicht von vornherein vollständig ablehnen, bezweifeln, sie gar ablehnen, weil ja im Fernsehen noch nie darüber berichtet wurde. Als ob die Wahrheit alleine vom Fernsehen abhängen würde.

Warum ist das so? Warum darf man nicht völlig ablehnend, negativ an die größte Entdeckung in der Geschichte der Menschheit herangehen? Weil unser per-

sönliches Unterbewußtsein immer und in jedem Falle reagiert. Es, unser persönliches Unterbewußtsein, kennt unser Ich am besten. Es weiß genau, was wir wirklich denken. Liest es den Hinweis „Unsinn! Das funktioniert nicht!“, dann setzt es folgerichtig nichts um. Warum auch? Das Ich will ja nicht, also will das persönliche Unterbewußtsein auch nicht, es ist folgsam.

Man muß also positiv denken, dann wird es gelingen, Und zwar (abhängig von den Umständen) in wenigstens 70 % aller Fälle, schwerste Krankheitsverläufe eingeschlossen. Und, wohlgemerkt, dabei spielt es keine Rolle, wie alt man ist. Das persönliche Unterbewußtsein wirkt immer in unserem Sinne, egal, welches Alter man aufweist. Man muß nur irgendwann einmal mit der größten Entdeckung in der Geschichte – und zwar positiv – beginnen.